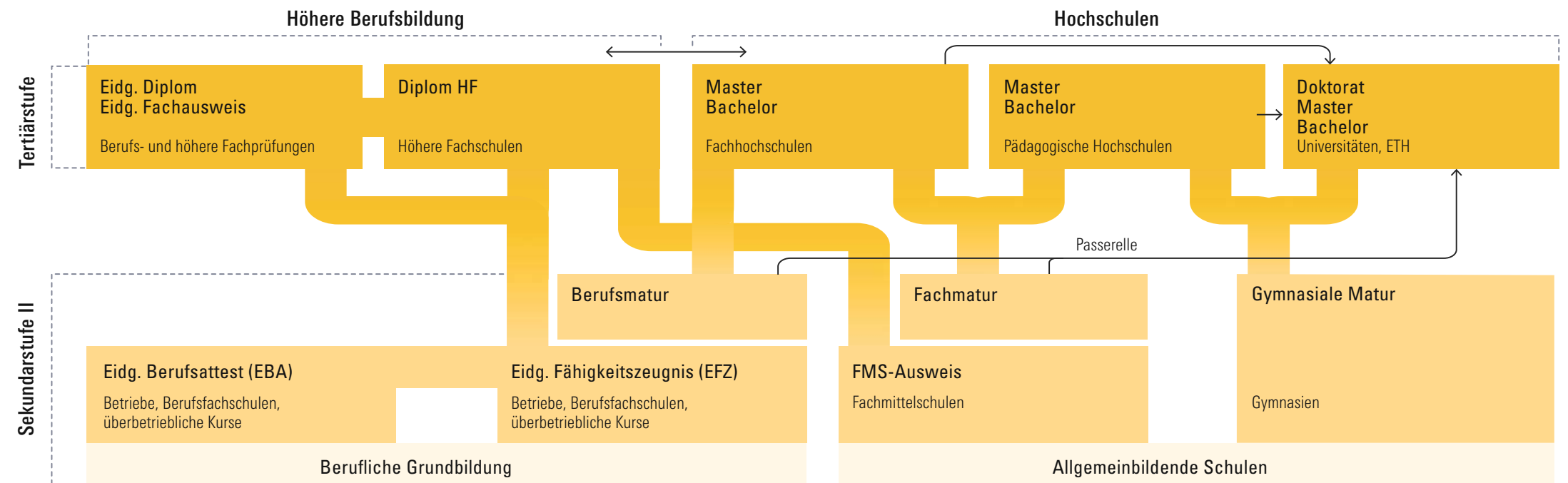


Neue Zürcher Zeitung BILDUNG

Berufsbildung
Eine Lehre machen – und dann?

Wer eine Lehre macht, kann später immer noch studieren

Übliche Wege im Schweizer Bildungssystem → Auswahl an weiteren Möglichkeiten

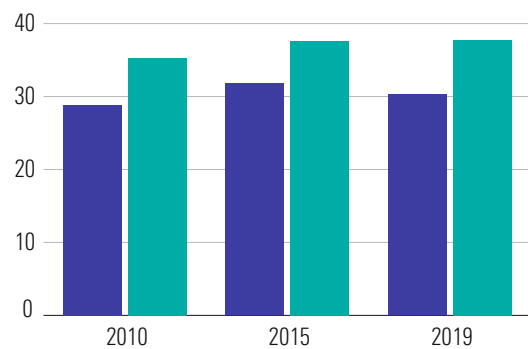


Männer machen eher Berufsmatur, aber die Frauen liegen bei der Passerelle nun vorne

● Frauen ● Männer

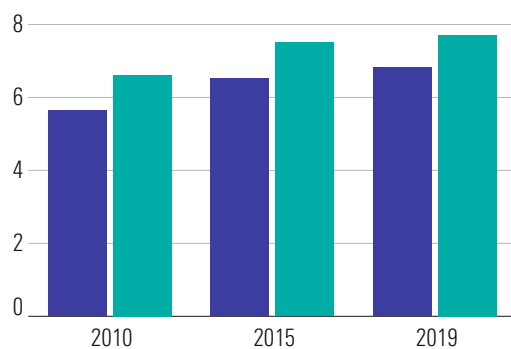
Berufliche Grundbildung

Berufslehren EFZ, EBA; Fähigkeitszeugnisse übrige Berufe, in Tausend



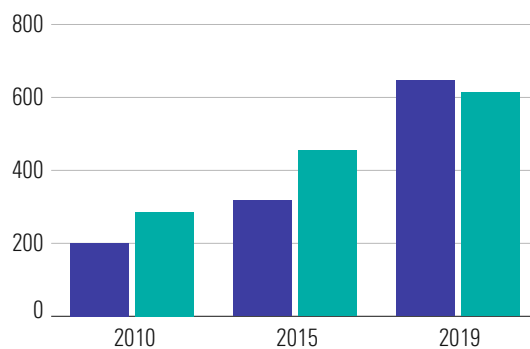
Berufsmatur

Abschlüsse, in Tausend



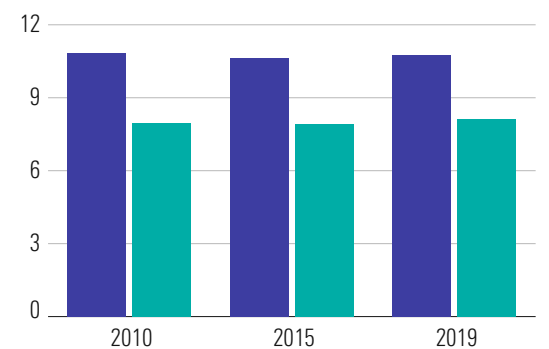
Passerelle

Ergänzungsprüfung, die zu einem Studium an einer Universität oder ETH berechtigt



Gymnasiale Matur

Abschlüsse, in Tausend



QUELLEN: BUNDESAMT FÜR STATISTIK, STAATSEKRETARIAT FÜR BILDUNG, FORSCHUNG UND INNOVATION

NZZ Visuals / jok.

Die Schule der Nation

Die Berufsbildung vereint alle Tugenden des liberalen Schweizer Bundesstaats. Man sollte ihr Sorge tragen. Von Claudia Wirz

Es ist paradox: Ausgerechnet in einer Zeit, in der es dank Bologna und OECD bald für alles einen Master gibt, verschwindet der Lehrmeister. Das Wort Lehrmeister darf man heute nicht mehr verwenden, zumindest nicht offiziell. Dabei steht es beileibe nicht für etwas Schlechtes. Im Gegenteil: Im deutschsprachigen Raum versinnbildlicht der Lehrmeister seit Jahrhunderten eine Institution, die ganz wesentlich für die Weitergabe von praktischem Können und Wissen und damit für die Schaffung von Wohlstand und Fortschritt zuständig ist. Als Institution gibt es den Lehrmeister von ehemals zum Glück noch immer. Aber er ist jetzt ein Berufsbildner, als würde er – analog zum Maskenbildner – Berufe bilden.

Glücksfall «von unten»

Das tut er natürlich nicht. Er bildet vielmehr Menschen aus Fleisch und Blut. Genauer gesagt bildet er seine Lehrlinge und seine Lehrtöchter zu professionellen Berufsleuten aus und begleitet sie nebst all den anderen Aufgaben im Betrieb als «Milizler» auf ihren ersten Schritten in der Arbeits- und Erwachsenenwelt. Sprachlich gesehen sind der Lehrling und die Lehrtöchter genauso aus der Zeit gefallen wie ihr Lehrmeister. Im Neusprech sind sie jetzt Lernende. Das ist zwar – man kann es nicht oft genug betonen – grammatikalisch falsch und semantisch unscharf, aber dafür politisch korrekt. Ja, Bürokratie und Genderdogma fegen leider ohne grossen Widerstand durch alle Instanzen der Gesellschaft und haben längst auch die Berufsbildung erfasst.

Dabei passt solch aufgepöppeltes akademisches Gedöns gar nicht zum Naturell der Berufsbildung. Die Berufsbildung ist wie kein zweites Lerninstitut ein System, das «von unten» kommt, eines, das nicht «von oben», von einer

vermeintlich allwissenden Elite, anbefohlen wird. Jeder noch so kluge Rat der Weisen würde kläglich an der Aufgabe scheitern, ein taugliches Berufsbildungssystem aufzubauen, weil er die dafür notwendigen Informationen gar nicht hat, ja, nicht haben kann. Diese Informationen können nur durch die Dynamik des Marktes entstehen und durch die «Schwarmintelligenz» der Unternehmen weitergegeben und verarbeitet werden.

Die Berufsbildung hat ihre Heimat also in der Praxis, in den Betrieben. Was mit den Zünften begann, setzte sich nach dem Untergang der alten Eidgenossenschaft unter den neuen Spielregeln der Wirtschafts- und Gewerbefreiheit fort. Der junge Schweizer Bundesstaat machte im ausgehenden 19. Jahrhundert sozusagen die Not zur Tugend. Als man sich durch die Industrialisierung mit einer wachsenden ausländischen Konkurrenz konfrontiert sah, hatte man zwei politische Optionen: Marktabstottung zum Schutz der Wirtschaft oder eine Ausbildungs-offensive zur Qualifizierung der erwerbstätigen Bevölkerung.

Man entschied sich für den Fortschritt und institutionalisierte die Berufsbildung. Es entstand ein Modell der Zusammenarbeit von Wirtschaft und Staat, das sich als Glücksfall erweisen sollte – bis heute. Die Berufsbildung wurde zur «Schule der Nation».

Bis heute sind liberale Werte wie Föderalismus, Bürgernähe und Eigenverantwortung zentrale Zutaten dieses Erfolgsrezepts. Auch wenn die staatliche Umarmung der Berufsbildung zunehmend enger wird – was nicht nur schlecht ist. Auch wenn es in der öffentlichen Debatte und in der Verwaltung primär Akademiker sind, die über die Berufsbildung nachdenken. Und auch wenn die OECD immer wieder mit Reformvorschlägen für Unruhe sorgt – das Berufsbildungssystem erweist sich als erstaunlich robust gegenüber plan-

wirtschaftlichen «Modernisierungen». Dieser Geist hat sich auch wiederholt an der Urne manifestiert.

Auch der Milizgedanke gehört trotz aller Globalisierung noch immer zum Kernbestand der Berufsbildung. Eine Forschungsarbeit aus dem Jahr 2018 hat gezeigt, dass Schweizer Unternehmen nicht nur aus finanziellen Überlegungen junge Leute ausbilden, sondern auch aus Überzeugung. Für sie ist die Ausbildung des beruflichen Nachwuchses Firmentradi-tion, sie erachten ihr Engagement als Leistung für die Gesellschaft. Wirtschaftsinteressen und soziale Verantwortung sind also keine Gegensätze, sondern bedingen sich gegenseitig.

Der Erfolg dieses Modells spricht für sich. Die Jugendarbeitslosigkeit in der Schweiz ist tief, und die Berufslehre ermöglicht allen Ungleichheitsrhetorik zum Trotz praktisch allen Jugendlichen einen aussichtsreichen Start ins Arbeitsleben. Die Weiterbildungsmöglichkeiten sind vielfältig und leicht zugänglich. Schweizer Berufsleute gehören zu den besten der Welt. Und dank der Durchlässigkeit der Bildungswege steht ihnen mit vernünftigem Aufwand auch der Weg an Fachhochschule oder Universität offen, wenn sie das denn wollen.

Eine Lehre – alle Optionen

«Wer eine Berufslehre absolviert, hat heute alle Optionen», sagt Emil Wettstein, ein Kenner des Schweizer Berufsbildungssystems. Von der Praxis kommend, hat er soeben ein Buch zur Entwicklung des Schweizer Systems veröffentlicht. Wer es liest, erkennt, dass es für einen Run aufs Gymnasium in der Schweiz mit ihren über 240 Lehrberufen samt Weiterbildungsangeboten keinen objektiven Grund gibt. «Nur die Eltern und die Lehrkräfte haben das noch nicht ganz begriffen», meint Wettstein. Und auch die OECD irrt sich fundamental,

wenn sie – so geschehen im Jahr 2012 – den USA das Schweizer Modell der Berufsbildung als eine Art Auffangstrategie für schlecht Qualifizierte anempfiehlt. Wer das Schweizer Berufsbildungssystem so sieht, hat es nicht verstanden. Schon das Angebot von verkürzten Berufslehren für Maturanden oder Studienabbrecher spricht für sich.

Das historisch gewachsene Schweizer Berufsbildungssystem ist ein gut funktionierendes Zusammenspiel zwischen Wirtschaft, Staat und Gesellschaft. In seinem Buch zeigt Emil Wettstein anhand von akribischer Quellenarbeit auf, wie es entstanden ist, wie es sich über die vielen Jahrzehnte hinweg entwickelt hat und warum es heute noch so gut funk-

tioniert. Eigentlich ist das Buch eine Pflichtlektüre für alle, die mit der Berufsbildung zu tun haben und sie verstehen wollen, und man wünscht ihm, dass es auch im fernen Paris am Sitz der OECD gelesen werden möge. Nach der Lektüre dürfte auch klar sein, dass einem derart gut eingespielten Modell, an dem sozusagen die ganze Gesellschaft teilhat und das einen Königsweg zu beruflicher Exzellenz darstellt, Sorge zu tragen ist und dass sich so etwas nicht so einfach exportieren lässt, wie sich das manche Politiker vielleicht wünschen.

Emil Wettstein: Berufsbildung. Entwicklung des Schweizer Systems. HEP-Verlag, Bern 2020. 224 S., Fr. 29.–.

ANZEIGE

FREIES GYMNASIUM ZÜRICH

gegründet 1888



Von der Vorbereitungsklasse bis zur Maturität:
anspruchsvoll und familiär

Unser schulisches Angebot

Coronabedingt verzichten wir auf Info-Anlässe. Sie erhalten unsere Informationen per Videoclip.

Registrierung unter www.fgz.ch

Wir freuen uns auf Ihre Kontaktaufnahme.

The monolingual and bilingual way at FGZ
www.fgz.ch



«Die Berufslehre hat ein Imageproblem»

Jens Breu, CEO des Ostschweizer Komponentenherstellers SFS, hat einst als Mechanikerlehrling angefangen. Der schwindende Stellenwert der Berufsbildung bereitet dem Appenzeller Sorge, wie er im Gespräch mit Robin Schwarzenbach und Nils Pfändler erläutert

35 Milliarden Bauteile weltweit: Der Output der SFS-Gruppe des vergangenen Jahrs kann sich sehen lassen. Aus einem Eisenwarengeschäft in Altstätten im Kanton St. Gallen ist in weniger als hundert Jahren ein Industriekonzern mit rund 10 000 Mitarbeitern geworden, mit 100 Standorten in 26 Ländern. Am Hauptsitz in Heerbrugg werden unter anderem Metallkomponenten hergestellt, vor allem für die Autoindustrie. In der Produktionshalle riecht es nach Öl. Riesige Maschinen spucken Präzisionsteile am Laufmeter aus. In der Lehrwerkstatt ein paar Gänge weiter sind angehende Polymechaniker dabei, Werkzeuge und Maschinenbauteile anzufertigen. Für Jens Breu, 48, seit 25 Jahren im Unternehmen und seit 2016 CEO von SFS, keine unbekannte Umgebung: Er ist gelernter Maschinenmechaniker.

Herr Breu, wir befinden uns in der Lehrwerkstatt von SFS in Heerbrugg. Haben Ihre Lehrlinge die gleichen Karrierechancen wie Sie damals als Mechanikerlehrling in den achtziger Jahren? Absolut. Die Voraussetzungen in der Schweizer Bildungslandschaft sind gegeben. Es liegt an den Lernenden, das Beste aus sich herauszuholen.

Wie war das bei Ihnen? Wussten Sie schon als Teenager, dass Sie ganz nach oben gelangen wollen?

Nein. Ich habe mich auf Dinge konzentriert, die näher lagen: den nächsten Schritt an der Maschine, den nächsten in meiner Entwicklung. Für mich war immer zentral, dass ich meine Arbeit gerne mache – und neugierig bleibe. Das hat mich vorwärtsgebracht, auch im Maschinenbaustudium an der Fachhochschule Mitte der neunziger Jahre.

Was hat Ihnen besonders gut gefallen am Mechanikerberuf?

Dass ich mit verschiedenen Menschen zusammenarbeiten und von diversen Meinungen und Erfahrungen profitieren konnte. Und natürlich der Umgang mit und die Bearbeitung von Metall – zu sehen, was daraus entsteht und in welchen Produkten die eigene Arbeit dann ihre Fortsetzung findet. Freude an Menschen und Begeisterung für Technologie begleiten mich bis heute.

Sind Mechaniker die besseren CEO?

Jeder kann CEO werden. Man muss herausfinden, welcher Bildungsweg am besten zu einem passt. Viele Jugendliche lernen am besten in der Schule, mit Lehrern, Büchern und im Internet, die gehen dann an die Universität. Andere können sich Dinge besser «on the job» aneignen, im Austausch mit anderen. Das ist das Potenzial, das es in Lehrberufen zu erschliessen gilt.

Haben Kaderleute, die kostspielige Weiterbildungen absolviert haben, einen Vorteil, wenn sie sich bei SFS bewerben? Nachdiplomstudiengänge gehören auf dieser Stufe fast schon dazu. Entscheidend sind jedoch die weichen Faktoren wie Kommunikation, Empathie, Teamfähigkeit, Hilfsbereitschaft, Flexibilität, Biss. Das spürt man in Vorstellungsgesprächen.

Können CEO, die nie in einem technischen Beruf gearbeitet haben, einen Industriebetrieb überhaupt verstehen? Natürlich. Akademiker bringen viel theoretisches Wissen mit und müssen auf der praktischen Seite dazulernen, bei mir war es andersherum.

Vermissen Sie es manchmal, an der Werkbank zu stehen?

Früher konnte ich mich täglich freuen an dem, was ich geschaffen und erreicht hatte. Die Arbeit in der Geschäftsleitung eines Grossunternehmens ist komplexer, aber auch langfristiger orientiert. Entscheide von heute werden erst in zwei bis drei Jahren sichtbar. Das braucht etwas Durchhaltewillen. Aber mit der Zeit gewöhnt man sich daran.



Jens Breu in der Lehrwerkstatt von SFS in Heerbrugg. Der frühere Mechaniker sagt: «Die Möglichkeiten nach einer Lehre sind viel zu wenig bekannt.» ANNICK RAMP / NZZ

Wann haben Sie das letzte Mal ein Stück Metall gefräst?

Das ist schon eine Weile her. (Lacht.)

Könnten Sie's noch?

Ich könnte es sicher noch. Aber wahrscheinlich nicht mehr in der gleichen Qualität und Geschwindigkeit wie unsere Lernenden hier.

Maschinenmechaniker werden heute keine mehr ausgebildet...

Dafür haben wir Polymechaniker, die diese und weitere Tätigkeiten auf sich vereinen und sich laufend spezialisieren – ein wichtiges Signal an die Jugendlichen, aber auch an die Eltern: Handwerkliches Geschick und damit ein Grossteil der Lehrberufe bildet die Grundlage unseres Wohlstands. Die gymnasiale-universitäre Schiene hat ihre Berechtigung, sie sollte aber nicht überbewertet werden.

Aber die Matura, akademische (und akademisierte) Studiengänge und Diplome zählen heute mehr als früher. Haben Lehrlinge wirklich die gleichen Chancen auf eine Top-Karriere wie Sie vor dreissig Jahren?

Ja. Ich glaube sogar, dass die Aussichten besser geworden sind. Die Mobilität hat zugenommen. Diplome bringen zum Ausdruck, was eine Person kann. Das kann Türen öffnen. Ich glaube aber nicht, dass andere Türen für Kandidaten ohne höhere Zertifikate deswegen verschlossen bleiben. Am Ende des Tages zählen immer die Leistung und die Erfahrung im Betrieb. Bei SFS nehmen wir akademische Titel nur dann auf die Visitenkarte, wenn sie einen Kunden nutzen haben.

Sie sehen das duale Modell also nicht in Gefahr? Obwohl die besten Kandidaten sich im Zweifelsfall vielleicht doch fürs Gymnasium entscheiden?

Der Wettbewerb ist grösser geworden. Immer mehr Eltern sagen zu ihren Kin-

dern: «Mach doch die Matura.» Auch wenn diverse Väter und Mütter später einräumen, einen Fehler gemacht zu haben. Sie hätten ihrem Sohn oder ihrer Tochter die Freiheit geben sollen, zuerst eine Lehre zu machen, sagen sie. Das höre ich oft.

Hat die Berufslehre ein Imageproblem?

Ja. Das hat auch damit zu tun, dass die Möglichkeiten danach zu wenig bekannt sind. Von meinen Schulkollegen in Appenzell Ausserrhoden gingen damals viele ans Gymnasium, einen Abschluss an der Universität haben sie dann aber nicht gemacht. Hier wären Lehre, Berufsmatur und Fachhochschule vielleicht passender gewesen, Schritt für Schritt.

Wie war das in den Vereinigten Staaten?

Dort sind die Vorbehalte noch viel stärker. Ich war Produktionsleiter bei SFS in Pennsylvania und Ohio. Die Eltern dort konnten fast nicht glauben, dass wir ihren Kindern bei entsprechender Leistung die duale Ausbildung bis und mit College-Abschluss finanzierten, wenn sie bei uns eine Lehre machten.

Sie haben eine Tochter und einen Sohn. Was haben Sie ihnen geraten?

Ich musste ihnen nichts raten. Mit einer oder zwei Ausnahmen haben wir in unserer Familie alle eine Lehre gemacht. Das ist Teil unserer DNA. Meine Tochter hat eine kaufmännische Lehre absolviert, mein Sohn ist Sanitärinstallateur und arbeitet weiterhin in dem Beruf.

Was kann die Schweizer Industrie von den USA lernen?

Amerikaner sind sehr pragmatisch. Sie gehen Dinge einfach an, ohne voreingenommen zu sein. Scheitern ist erlaubt, und so fällt es ihnen leichter, Fehler zu machen und daraus zu lernen. Im Marketing sind US-Firmen zudem sehr stark. Begeisterung und Leidenschaft leben, ohne sich dafür zu schämen: Diese Einstellung ist ein grosser Vorteil, gerade bei Innovationen. Interessant ist, dass das Sicherheitsdenken in den Betrieben dennoch viel ausgeprägter ist als in der Schweiz. In den USA ist man viel rigoröser, zum Beispiel bei Arbeitsunfällen.

Wie steht es um die Fehlerkultur bei SFS in der Schweiz?

Wir haben noch Aufholpotenzial. Wir sollten bereit sein, etwas mehr zu experimentieren und Fehler zu machen, um uns weiterzuentwickeln.

Wie schafft man das?

Das ist eine Einstellungssache: vorleben und dazu stehen. Ich selbst mache drei oder vier Fehler täglich, mindestens! Ich bin wahrscheinlich derjenige im Unternehmen, der am meisten Fehler macht. Daher muss die Botschaft sein: Schämt euch nicht für eure Fehler, lernt daraus. So können wir kritische Punkte viel früher analysieren, statt dass sie unentdeckt bleiben, weil niemand darüber sprechen will.

Liegen Ihre grössten Konkurrenten im Westen oder im Osten – konkret: in China?

Wir sind in Nischengeschäften tätig, unser Wettbewerb ist regional geprägt. Mit Blick auf die globale Industrie lässt sich indes sagen: Je weiter nach Osten, desto steiler die Lernkurve. China und Indien lernen deutlich schneller als wir.

Haben wir es in der Schweiz mit einem Genügsamkeitsproblem zu tun?

Das denke ich nicht. Wir haben eher den Luxus, sehr selektiv zu sein. Aber auch hier stellt sich die Frage: Wer lässt sich dafür begeistern, für eine Polymechanikerlehre beispielsweise? Das ist die Herausforderung. Dabei kann man die Stärken unseres Landes fast nicht genug betonen: Das breite Bildungssystem ist in der Lage, alle gesellschaftlichen Schichten zu integrieren. Hier werden auch Menschen gefördert, die praktisch lernen. Ganz im

Gegensatz zu den USA, wo sehr viele Junge einen College-Abschluss haben und damit aber wenig anfangen können. Unser schrittweises Vorgehen – fachliche und theoretische Weiterentwicklung parallel – ist viel besser. Nicht mit 26 und einem Master, aber ohne Berufserfahrung auf den Arbeitsmarkt; lieber zuerst den Bachelor machen, dann ein paar Jahre arbeiten und den Master später berufsbegleitend anvisieren. Das ist viel effizienter.

Was antworten Sie einem Masterabsolventen, der durchstudiert hat und in seiner Bewerbung mit Praktikumssemester zu punkten versucht?

Das duale Lernen würde ihm trotzdem fehlen. Er müsste willig und bereit sein, unsere Technologien trotzdem von Grund auf kennenzulernen. Er müsste so weit vorne anfangen, dass er sich wahrscheinlich langweilen würde.

Kommt es oft vor, dass SFS-Angestellte nach der Lehre «durcharbeiten», also nie eine Weiterbildung in Angriff nehmen?

Es gibt alles. Wir haben Mitarbeiter, die sehr stark und wichtig sind in dem, was sie tun. Zum Beispiel Fehler analysieren und Prozesse verbessern im hochautomatisierten Betrieb.

Frauen sind in der Lehrwerkstatt von SFS keine anzutreffen. Warum?

Technische Berufe sind offenbar immer noch zu wenig attraktiv für Frauen. Das ärgert mich, denn wir geben uns sehr viel Mühe. Jede Lernende hilft uns, in zehn, zwanzig oder dreissig Jahren eine breitere Meinungsbildung sicherzustellen im Unternehmen. Aber wir bekommen zu oft einen Korb. Vielleicht sind die gesellschaftlichen Hemmungen zu gross.

Auch in der Geschäftsleitung sind Männer unter sich.

Der Grund ist derselbe. Sechs von acht Mitgliedern haben eine Lehre gemacht. Wir sind ein mechanischer Betrieb, wir brauchen Menschen, die langfristig an den Technologien gearbeitet haben. Wir wollen Frauen ansprechen, aber das ist sehr schwierig, zumindest in der Schweiz.

Wie lautet Ihre Zwischenbilanz zur Corona-Pandemie?

Im Frühjahr hatten wir schwierige Tage zu überstehen, da uns viele Aufträge der Autobranche plötzlich weggebrochen waren. Andererseits konnten wir genau beobachten, welche Spuren das Virus in Asien hinterlassen hat – ein Vorteil eines globalen Unternehmens. So waren wir den Bestimmungen der Schweizer Behörden immer einen Schritt voraus und konnten so auch schneller wieder hochfahren als erwartet. Der Verlauf der zweiten Wellen ist weniger vorhersehbar, weil ständig neue Hotspots auftauchen. Da hilft nur Agilität. Ich glaube, dass die Krise den Zusammenhalt in der Firma gefördert hat.

Und der Lehrstellenmarkt im Corona-Sommer 2020?

Es ist deutlich schwieriger geworden, da Berufsmessen ebenfalls betroffen sind. Wir haben eine eigene Veranstaltung für Schülerinnen und Schüler ins Leben gerufen. Von den 49 Lehrstellen für 2021 sind dennoch erst 25 besetzt, also etwa 10 weniger als sonst um diese Zeit.

Was sagen Sie einem Sekundarschüler, der seine Lehre lieber in einem kleinen Familienbetrieb machen möchte?

Tu das, was du für dich als richtig empfindest. Dann wirst du am richtigen Ort landen.

Sie haben fast Ihr ganzes Berufsleben bei SFS verbracht. Warum ist diese Firma der richtige Ort für Sie?

Weil wir von unseren verschiedenen Standorten und Kulturen viel lernen können. Und weil wir nicht nach Titeln oder Herkunft fragen, sondern: Was kannst du? Das habe ich gleich gespürt, als ich zu SFS gekommen bin.

Seht her, wir bauen einen Smoker-Grill!

Die Berufsmeisterschaften der Anlagen- und Apparatebauer hätten einiges zu bieten. Doch im Corona-Herbst bekommt das kaum jemand mit – Swiss Skills, die wichtigste Bühne der Schweizer Lehrberufe, steht im Schatten der Pandemie.

ROBIN SCHWARZENBACH (TEXT),
KARIN HOFFER (BILDER), UZWIL

Ein Dienstagmorgen im November um kurz nach acht. Bald gilt es ernst. Doch noch bleiben einige Minuten für ein paar Sprüche. «Geile Aufgabe!» – «Ich freu mich drauf!» – «Voll, aber es ist schon noch sportlich, wir haben nur vier Tage Zeit.» Die acht jungen Männer, die in der Lehrwerkstatt des Industrieunternehmens Bühler in Uzwil im Kanton St. Gallen in Arbeitermontur und mit verschränkten Armen reihum stehen, haben tatsächlich einiges vor. Vor ihnen steht ein kleiner Smoker: ein Grill auf Rädern, der aussieht wie eine Dampflokomotive. 70 Zentimeter lang, 80 Zentimeter hoch inklusive Kamin, über 12 Kilogramm schwer. Mit Temperaturanzeige, zwei runden Klappen an der Seite der beiden Räucherammern und einer weiteren Öffnung vorne. Beine und Fahrgestell sind aus Aluminium, die feuerfesten Rohre aus Stahl beziehungsweise Chromstahl.

Prüfende Blicke der Profis, ein letzter Moment der Ruhe, volle Konzentration. Die Zielvorgabe klar: Bis Freitagmittag um halb zwölf soll jeder von ihnen exakt einen solchen Grill bauen. Material, Werkzeug und Baupläne liegen an den Arbeitsplätzen bereit. Noch einmal durchatmen. Patric Senn, 20, seit 5 Jahren bei Bühler, seit 2019 ausgebildet, steht an seiner Werkbank, die Arme auf den Tisch gestützt. Pünktlich um 8 Uhr 30 ertönt das Startsignal: Jetzt geht es an den Swiss-Skills-Meisterschaften der Anlagen- und Apparatebauer um alles. Senn und seine Konkurrenten (zwei von Schindler, drei vom Rüstungsunternehmen Ruag, zwei weitere von Bühler) legen los. Und zwar schnell – im Ordner blättern, Löcher für die Schrauben einzeichnen, die ersten Bauteile zurechtschneiden: Es ist offensichtlich, dass die Teilnehmer den Rat des Experten der Jury beherzigen und ab der ersten Minute ein hohes Tempo anschlagen. Ob sie auch den zweiten Hinweis beachten – «Nicht überhasten, so passieren Fehler, die erst recht Zeit kosten» –, wird sich zeigen.

Das Glanzstück von 2018

Eigentlich hätte dieser Wettkampf im Rahmen einer zentralen Veranstaltung von Swiss Skills stattfinden sollen. Zusammen mit den Branchenverbänden führt die Stiftung seit sechs Jahren nationale Berufsmeisterschaften durch, an denen sich die besten Lernenden und Jungprofis des Landes miteinander messen. Der letzte Anlass in Bern im September 2018 war ein Riesenerfolg: 900 Teilnehmer aus 75 Berufen vermittelten ein spektakuläres, wenn gleich wohl etwas geschöntes Bild der Arbeitswelt. Über 120 000 Besucher wohnten den fünftägigen Titelkämpfen auf dem Messegelände Bernexpo bei. Schulklassen – die wichtigste Zielgruppe der Grossveranstaltung – machten rund die Hälfte aus. Die SBB setzten 48 Extrazüge ein, das Medieninteresse war gewaltig. Die «grösste Berufsmesse der Welt» wurde gefeiert, die SRF-Sendung «Schweiz aktuell» berichtete täglich über die Meisterschaften, über Lehrberufe und über die Möglichkeiten, die das Schweizer Bildungssystem später offeriert.

Dieses Jahr wäre der Anlass womöglich noch grösser geworden. Bis im Früh-

ling lagen bereits 30 000 Anmeldungen von Schülern und Lehrpersonen vor, deutlich mehr als zum gleichen Zeitpunkt vor zwei Jahren, wie der Swiss-Skills-Sprecher Roland Hirsbrunner auf Anfrage sagt. Doch dann machte das Coronavirus der Veranstaltung einen dicken Strich durch die Rechnung. Die Titelkämpfe mussten aufgeteilt werden. Aus einem grossen wurden mehrere kleinere Events – vor viel weniger oder gar keinem Publikum. Der Wettbewerb der Polygrafen etwa fand am Bildschirm im Home-Office statt. Die wichtigste Bühne der Schweizer Lehrberufe hat zwar nicht kapituliert vor der Pandemie. Aber verglichen mit dem Glanzstück vor zwei Jahren sind die Berufsmeisterschaften im Seuchenjahr 2020 nicht wiederzuerkennen. Sie haben sehr viel von ihrer Strahlkraft verloren.

«Uzwil24» statt SRF

Das zeigt sich auch beim Kräfteressen der Anlagen- und Apparatebauer in der Lehrwerkstatt von Bühler in Uzwil. Sekundarschulklassen sind im Zuge der verschärften Corona-Massnahmen von Ende Oktober nicht zugelassen. Für wenigstens ein bisschen Stimmung in der Halle sorgen kleinere Gruppen von Berufsschülern und Bühler-Angestellten, die kurz vorbeischaun dürfen. Statt SRF berichten die «Wiler Zeitung» und die Lokalplattform «Uzwil24» von dem Wettkampf, der nicht nur handwerkliches Geschick demonstrieren, sondern auch Lust machen soll, selber eine Lehre zu machen.

Vielen Betrieben fällt es schwer, geeignete Lehrlinge zu finden. Der Branchenverband Swissmem rechnet damit, dass in der Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie auch dieses Jahr 7 bis 8 Prozent der Ausbildungsplätze unbesetzt bleiben. Lücken gibt es nicht zuletzt in jenen Berufen, die gute Schüler verlangen, weil neben praktischer Umsetzung komplexe Denkaufgaben zu bewältigen sind, die Prozesswissen und ein gutes Vorstellungsvermögen erfordern. Bruno Wicki, der Berufsbildungschef des Luzerner Liftherstellers Schindler, sagte vor zwei Jahren zur NZZ: «Angehende Polymechaniker, Informatiker und Elektroniker müssen in Mathematik und Naturwissenschaften genauso gut sein wie Gymnasiasten.» Automatik wäre ein weiteres Beispiel. Diese Lehrberufe stehen in Konkurrenz zu Mittelschule und Matura, hier könnte ein Schaufenster wie an den Berufsmeisterschaften von Swiss Skills 2018 beim einen oder anderen jungen Zuschauer vielleicht den Unterschied machen.

Patric Senn braucht all das nicht zu kümmern – erst recht nicht an diesem Dienstag, dem ersten Wettkampftag für die besten acht Anlagen- und Apparatebauer der Schweiz: nur keine Zeit verlieren, von Anfang an darauf hinarbeiten, dass der Smoker fertig wird bis Freitag. Nicht verzetteln, nicht ablenken lassen, ruhig bleiben trotz grossem Druck. Der Thurgauer gehört zu den Erfahrenen im Starterfeld. Er war bereits vor zwei Jahren in Bern dabei, als es ein Sandkastenmodell eines Lastwagens samt Baggerschaufel und Anhänger anzufertigen galt. Sein Gefährt blieb ein Fragment, er wurde Vierter. Dieses Mal will er es besser machen. In der Pause wird er später sagen: «Ich glaube schon, dass es drin liegt, zu gewinnen.» Und: «Es ist stressig, aber auch ein gutes Gefühl.»



Patric Senn, Anlagen- und Apparatebauer bei Bühler in Uzwil, am ersten Wettkampftag der Berufsmeisterschaften von Swiss Skills.

Die Baupläne füllen einen halben Ordner: Zeichnungen in mehreren Massstäben, Winkel- und Massangaben zu Dutzenden von Metallteilen.

Die Baupläne zum Smoker-Grill füllen einen halben Ordner: Zeichnungen in mehreren Massstäben, Winkel- und Massangaben zu Dutzenden von Metallteilen. Das Material liegt in Übergrösse vor, bis auf die Schrauben und Nieten müssen Senn und die sieben anderen Teilnehmer jedes Element selber in Form bringen, zum Beispiel die Grillroste: Die Stange für den Rahmen liegt bereits auf dem Tisch, aber die Schnittlänge muss zuerst berechnet werden – schliesslich soll der fertige Rost keine Ecken, sondern vier schöne Rundungen aufweisen. Um herauszufinden, wie viel so ein Radius ausmacht, macht Senn mit einem Biegeapparat zuerst ein Probeileil. Damit kann er die Schnittlänge der Rahmenstange berechnen. Anlagen- und Apparatebauer sollten immer einen Schritt vorausdenken.

Tun sie dies nicht, passieren Fehler. Bei der Abkantpresse – einer riesigen Maschine, die Metallbleche mit bis zu 85 Tonnen pressen und beugen kann – hat einer von Senns Konkurrenten zuerst die falschen Stellen gebogen. Jetzt kommt er bei der entstehenden Grillschublade nicht mehr weiter, da er sie in dieser Form gar nicht mehr einspannen kann in die Maschine. Er muss noch ein-

mal von vorne anfangen und wird am Ende Fünfter.

Und Patric Senn, der gerne gewinnen würde? Eben noch hat er die letzte Naht an seinem Grill geschweisst, jetzt ist er dabei, die Chromstahlklappe anzubringen. Mit der unteren Kante der Öffnung scheint etwas nicht zu stimmen. Ein gezielter Schlag mit dem Hammer – und ein zweiter sollen es richten. Dann: schrauben, feilen, verputzen, die Temperaturanzeige befestigen. Den Kamin kontrollieren, steht er gerade? Schnell! Es ist schon Freitagmittag, die Zeit läuft ab. «Shit!» Der Kollege hinter Senn ist unzufrieden. Er wird nicht fertig werden. Schluss sirene. Patric hat es geschafft, sein Grill ist komplett!

Live-Chats in Schulklassen

Solche Bilder verdienen es, gezeigt zu werden – vor allem jenen, die keine Ahnung haben, was Anlagen- und Apparatebauer alles können. Oder Lüftungsanlagenbauer, Confiseure, Mediamatiker, Zimmerinnen. Oder was man sich unter den über 200 weiteren Berufen, die man in der Schweiz erlernen kann, ungefähr vorstellen kann. Nur – wie bringt man das unter die Leute, wenn Schutz-

Keine Lust mehr auf Schule

Es schien klar: Lorin macht die Matura. Doch dann fiel der Knabe in ein Loch, er hatte genug vom Gymnasium. Was nun?



URS HAFNER

Fast alle Eltern wollen für ihre Kinder nur das Beste. Was aber ist das Beste? «Es war eine Befreiung», sagt Lorin und blickt frohgemut in die Runde. Der aufgeweckte 16-Jährige hat vor drei Monaten die Schreinerlehre angefangen. Zu vor besuchte er während vier Jahren die Kantonsschule Reussbühl in Luzern. Dieter sagt: «Ich musste über meinen Schatten springen, aber habe dabei viel gelernt.» Dieter ist Lorins Vater. Von Beruf Theaterpädagoge, arbeitet er unter anderem an der Kanti Reussbühl, ausgerechnet. «Seit Lorin die Lehre macht, sehe ich ihn weniger, aber wir reden noch immer über die Lehrer», sagt Elina. Sie ist Lorins Schwester und Kanti-Schülerin in Reussbühl, wie noch vor kurzem ihr Bruder. Sie will Schriftstellerin werden.

Wir sitzen am schlichten Holztisch im Wohnzimmer. Vater, Sohn und Tochter. Nur die Mutter fehlt; die Künstlerin bereitet eine Vernissage vor. Nichts Überflüssiges steht herum, kein Krimskrams, kein Plastik, keine Wegwerfwaren. Das Innere des Häuschens im Luzerner Reussbühl-Quartier ist nachhaltig renoviert worden. Es liegt in Sichtweite der gleichnamigen Kanti.

Das Ende der Jugend

Die Mittelschichten, die Akademiker und Kreativen: Sie wünschen sich, dass ihre Kinder das Gymnasium besuchen, damit diese in der sozialen Hierarchie nicht abrutschen. Schweizweit wird die Matura nur von rund 20 Prozent der Jugendlichen erworben. Sie gilt als Eintrittsbillet zu den universitären Hochschulen, als Königsweg zum Master- und zum Dokortitel, als Schlüssel für die prestigeträchtigen und einkommensstarken Berufe in der Ökonomie, der Juristerei und der Medizin. Wenn die schulischen Leistungen ihrer Sprösslinge den Übertritt ins Gymnasium gefährden, greifen viele Eltern für Privatunterricht und Prüfungsvorbereitung tief in die Tasche, sofern sie es sich leisten können. Die Kanti muss sein, um fast jeden Preis, auch wenn der Nachwuchs massiv unter Druck gerät.

Der elterliche Wunsch ist aber auch von der Sorge um das Wohl der Kinder motiviert: Wer die Kanti besucht, kommt in den Genuss einer verlängerten Jugend. Notendruck und Prüfungsstress gehören zwar zum Alltag einer Mittelschülerin, auch am Wochenende, aber dieser umfasst auch Bildungserlebnisse auf Exkursionen, Ausschlafen, Stundenschwänzen und die aufregende Emotionalität des Klassenverbands.

Davon hat der Lehrling weniger. Sein Tag beginnt immer frühmorgens, den Anweisungen des Lehrmeisters ist stets Folge zu leisten. Der Ernst des Lebens: Der Lehrling bekommt ihn am eigenen Leib zu spüren. Er muss wissen, was aus ihm werden soll, wo in der Berufswelt er sich positionieren will, während die Kanti-Schülerin sich eine Laufbahn als Chefärztin oder Schriftstellerin ausmalen darf und im Notfall immer noch Geschichte studieren kann. Auch Dieter hegte den Gedanken des Jugendmatoriums, als Lorin in die Kantonsschule Reussbühl eintrat. Für den guten Primarschüler war der Übertritt bloss Formsache. Der Vater war froh, seinen Sohn auf der präakademischen Schiene zu wissen. Auch Lorin war zufrieden. In den

ersten zwei Jahren lief alles gut. Dann aber liess seine Motivation immer mehr nach: «Wir hatten 16 Fächer, das war mir einfach zu viel.» Seine Noten wurden schlechter. Als Corona und der Lockdown kamen, hätte Lorin sich auch noch durch das Homeschooling beissen müssen. Er hatte genug, die Mangelpunkte konnte er wegen der ausgefallenen Prüfungen nicht mehr ausgleichen, Repetieren wollte er auf keinen Fall.

Die Eltern sahen, dass es so nicht weitergehen konnte. Wiederholt setzte die Familie sich zusammen und besprach die Lage. Dieter sagt: «In dieser Krise bin ich meinen Kindern wieder nähergekommen. Ich glaube, sie hat die Familie zusammengeschweisst.» Vater und Sohn machten Berufseignungstests, die sie im Internet fanden: «Wir hatten eine Übereinstimmung von 80 Prozent», erzählt Lorin und lacht. Er fasste sein Berufsziel: Schreiner. Die an sich schwierige Suche nach einer Lehrstelle dauerte nicht lange. «Wir hatten Glück und fanden in der Nähe einen ausgezeichneten Betrieb, der eigens für Lorin eine Stelle schuf», sagt der Vater. Im April noch war Lorin ein Kanti-Schüler, im August hat er die Ausbildung zum Schreiner angefangen – und ist begeistert.

Die Berufslehre tritt in Lorins Schilдерungen als eine lange Reihe spannender Herausforderungen auf: «Nun beschäftige ich mich mit Finanzen und Budgets. Diese Dinge sind im Beruf nützlich, aber auch für mein Leben. Ich lerne, wie mit anspruchsvollen Kunden um Aufträge verhandelt wird, ich muss im Betrieb digitalisierte Prozesse beherrschen. Und ich habe, auch wenn ich ab und zu Überstunden mache, jeden Tag Feierabend. Das gefällt mir.» Foppen ihn die Kollegen in der Schreinerei als ehemaligen Streber? «Überhaupt nicht, sie sehen in mir nicht den Theoretiker, sie akzeptieren mich voll.» In der Berufsschule, die Teil der Berufslehre ist, heisst es unter den Mitschülern eher einmal, der Ex-Kanti-Schüler kenne die Lösung sicher. In der Mathematik sei er seiner Klasse voraus, sagt Lorin, sonst aber habe er neue Fächer wie Berufskunde und das Studium von Holzarten und Chemikalien, in denen er keine Vorkenntnisse besitze. Und der Chef, ist er streng? «Nein, das Verhältnis mit dem Lehrmeister ist sogar persönlicher, als es mit dem ehemaligen Klassenlehrer war – er hat mehr Zeit für mich.»

Glücklicher als vorher

Und was, wenn ihm der Beruf dann doch nicht gefällt? «Ich werde sicher nicht vierzig Jahre lang Schreiner sein», sagt Lorin. Mit dem Vater hat er sich über die Weiterbildungswege informiert: Berufsmatura, Passerelle, Maturitätsschule für Erwachsene. «Das duale Bildungssystem der Schweiz ist eines der besten der Welt, weil es den Zugang zu den Hochschulen offenhält», ist Lorin überzeugt. Sein Vater pflichtet ihm bei: «Der Handwerker hat heute die gleichen beruflichen Möglichkeiten wie die Kanti-Abgängerin.»

Im Moment aber trennen sich die Wege der Geschwister. Elina, die etwas jünger ist als ihr Bruder, sieht, dass er glücklicher ist als vorher. Und doch bedauert sie, dass sie nicht mehr zusammen die Schule besuchen. Lorin, der Lehrling, vertritt nun das Realitätsprinzip, die Schwester experimentiert mit Worten im Reich des Imaginären. Sie werden sich hoffentlich nicht verlieren.



Die Teilnehmer müssen einen Smoker-Grill bauen – und alle Bauteile dazu selber in Form bringen.

massnahmen gegen ein potenziell tödliches Virus Veranstaltungen vor grossem Publikum verunmöglichen?

Swiss Skills hat sich etwas einfallen lassen. In wenigen Wochen wurde das Projekt Swiss Skills Connect realisiert: Im September stellten sich 250 junge Berufsleute für Live-Chats in Schulklassen zur Verfügung; bei den meisten von ihnen handelte es sich um erfolgreiche Teilnehmer früherer Meisterschaften. Die Jungprofis beantworteten rund 4000 Fragen, laut Roland Hirsbrunner erreichten diese sogenannten Inspirationstage über 10 000 Schülerinnen und Schüler in der ganzen Schweiz. 500 Klassen haben das Online-Angebot wahrgenommen. Auf der Website kann man sich durch einen «typischen Arbeitstag» der früheren Lehrlinge klicken und die wichtigsten Stationen im Werdegang der Swiss-Skills-Botschafter nachverfolgen. Einige haben ihr Instagram-Profil angegeben, für Fragen interessierter Jugendlicher wären sie weiterhin erreichbar ...

Doch ob's etwas bringt – das lässt sich nicht sagen. Eine repräsentative Umfrage von Swiss Skills aus dem vergangenen Jahr zeigt zwar, dass das Image der Berufslehre gestiegen ist: 60 Prozent der Befragten fanden, dass man mit einer

Die Berufsbildung sollte sich mehr um die Eltern bemühen. Sie haben den grössten Einfluss auf die Berufswahl ihrer Kinder.

Lehre die gleichen Aufstiegschancen habe wie mit einem Studium, 10 Prozent mehr als 2017. Das bedeutet aber nicht, dass mehr Jugendliche eine Lehre machen. Vielmehr ist es bezeichnend, dass der Swiss-Skills-Sprecher Hirsbrunner sagt: «Es stellt sich die Frage, wie sehr wir mit unseren Botschaften überhaupt auf Jugendliche fokussieren sollen – wichtiger wären die Lehrer und vor allem die Eltern.» Diese Erkenntnis ist nicht neu. Die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm fordert seit Jahren, dass sich die Berufsbildung mehr um die Eltern bemühe. Sie haben den grössten Einfluss auf die Berufswahl ihrer Kinder.

Das war bei Patric Senn nicht anders. Doch bei ihm kam es gut heraus. Er wollte zunächst Spengler werden. Doch seine Mutter insistierte, er solle doch noch bei Bühler schnuppern gehen. Anlagen- und Apparatebauer? Diesen Beruf kannte Senn gar nicht. Er übt ihn gerne aus, auch in der Schlosserei, wo er vor allem mit Schweissen beschäftigt ist. Gewinnen bei Swiss Skills? «Ein Podestplatz wäre schön», sagt er kurz nach dem Wettkampf. Dann würde er den Kollegen am Montag einen Kaffee spendieren. Er wird Zweiter. Zur Goldmedaille fehlten nur 1,7 Punkte.

Panoptikum der Berufsbildung

Fünf Menschen – fünf Geschichten über die Lehre und die Möglichkeiten danach



Lieber Berufsschule als Gymnasium: Thomas Pfann, Lehrer in Zürich.

Näher am Leben

ROBIN SCHWARZENBACH, ZÜRICH

Ein Supermarkt bietet Weinkartons zu Aktionspreisen an. Ein Mann lässt sich nicht zweimal bitten und will gleich zehn Kisten kaufen. Darf er das, obwohl die Frau an der Kasse ihn darauf hinweist, dass pro Kunde maximal zwei Kartons erlaubt seien? Und was gilt in dem Elektronikgeschäft, wo ein weiterer Kunde einen Fernseher für 899 Franken erstehen will und sich dazu auf ein entsprechendes Inserat des Ladens beruft? In dem Geschäft allerdings ist das Gerät mit 1099 Franken angeschrieben ...

Thomas Pfann, Lehrer an der Allgemeinen Berufsschule Zürich, ist in seinem Element, als er diese beiden Fälle mit seiner Klasse bespricht. Thema der Dreifachlektion der angehenden Systemgastronomen an diesem Mittwochvormittag: Kaufen und Kaufvertrag. Der 51-Jährige steht an seinem Laptop am Pult, gestikuliert, argumentiert, macht einen souveränen Eindruck. «Er weiss, wovon er spricht», wird eine seiner Schülerinnen später sagen.

Das war nicht immer so. Pfann, Germanist und Historiker, hat vor 20 Jahren die Seiten gewechselt: vom Gymnasium an die Berufsschule, statt Deutsch und Geschichte allgemeinbildender Unterricht. Zum Beispiel Kaufrecht. «Zu Beginn hatte ich keine Ahnung von Rechtsthemen. Ich hatte noch nie ein Gesetzbuch in der Hand», sagt er. Auch sonst war vieles neu: ein breiteres Themenfeld im Unterricht; lebensnahe Fragen, die weit über den Lehrberuf der Lernenden hinausreichen und ihnen trotzdem praktische Fertigkeiten für den Alltag vermitteln sollen – dem akademisch geprägten Lehrer tat sich eine andere Welt auf. Statt mit Schülern, die ihre Jugend weiterhin geniessen können, hat er mit jungen Erwachsenen zu tun, die sich in der Arbeitswelt behaupten und bereits im ersten Lehrjahr Verantwortung übernehmen müssen.

Pfann sagt: «Nach zwei Monaten sind die meisten keine Sekundarschüler mehr, das merkt man.» Am Gymnasium habe er diese Verwandlung nicht mitbekommen. Berufsschüler würden auch früher politisiert, weil sie von politischen Entscheiden stärker betroffen seien als Maturanden: «Vor 20 Jahren waren Berufsschüler rechts, heute sind sie links.» Die Befürchtung, dass man wegen Ausländern keine Lehrstelle finde, habe sich nicht bewahrheitet. Stattdessen begriffen sich die Lernenden eher als *eine* – eher schwache – Gruppe der Arbeitswelt, egal welcher Herkunft. Und es sei auch nicht so, dass sich Berufsschüler für Allgemeinbildung nicht interessieren (obwohl sie es locker nehmen könnten; die Leistung im Lehrbetrieb zählt viel mehr).

Die Weinaktion im Supermarkt gilt übrigens als verbindliches Angebot an den Kunden, Mengenbeschränkungen im Nachhinein an der Kasse sind nicht zulässig. Inserate hingegen sind immer unverbindlich. Hätten Sie's gewusst?

«Ich könnte keine Tiere schlachten»

Lea Inauen ist Fleischfachfrau, und sie ist es gerne – vor allem wegen der Kunden und der Appenzeller Spezialitäten

GABRIELA DETTWILER, APPENZELL

Ein Paar tritt an die Verkaufstheke, als Lea Inauen gerade dabei ist, frische Rindskutteln aufzuschneiden. «Was darf's sein?», fragt die junge Fleischfachfrau, die Gesichtsmaske vermag ihr freundliches Lächeln nicht zu verdecken. Die beiden sind unschlüssig. Lea hilft auf die Sprünge, kennt alle Zutaten der Fleischprodukte in der Auslage. Danach sagt der Mann, spürbar an einem Schwatz interessiert: «Wüssed Sie, für Qualität bezahle ich gerne etwas mehr!»

Lea Inauen hat im August ihre Lehre als Fleischfachfrau bei der Metzgerei Breitenmoser in Teufen in Appenzell Ausserrhoden abgeschlossen. Mittlerweile arbeitet die 19-Jährige in der Appenzeller Filiale des traditionsreichen Familienbetriebs. An der Theke werden regionale Spezialitäten «wie zu Urgrossvaters Zeiten» angeboten: Appenzeller Mostbröckli, Siedwürste oder Bauernschubli. Bei der Berufswahl war Lea von Anfang an klar, dass sie eine Arbeit ausüben wollte, bei der sie viel Kontakt mit Kunden hat. Zuerst schnupperte sie in einem Sportgeschäft, dann in der Dorfmetzgerei, ihrem späteren Lehrbetrieb. «Mit jedem Tag hat es mir besser gefallen. Danach musste ich nur eine einzige Bewerbung schreiben.» Besonders die abwechslungsreiche und kreative Arbeit, etwa beim Legen von Fleischplatten, begeistert die Berufseinsteigerin bis heute.

Nicht viele Schulabgänger gehen den Weg von Lea. Die Branche kämpft mit einem gewaltigen Nachwuchsproblem. 2019 schlossen schweizweit gerade ein-

mal 207 Lehrlinge die Fleischfachausbildung ab, ein Drittel der Lehrstellen blieb unbesetzt. Das liegt vor allem am schlechten Image des Metzgerberufs. Philipp Sax, der stellvertretende Direktor des Schweizer Fleisch-Fachverbandes, sagt: «Vielfach wird erwartet, dass man täglich mit Blut und Tod konfrontiert wird, was aber bei weitem nicht so ist. Schlachtungen führen nur die wenigsten Lernenden durch.» In der Fleischfachlehre gibt es drei Fachrichtungen: Gewinnung, Verarbeitung sowie Feinkost und Veredelung. Nur bei der Erstgenannten wird geschlachtet.

Lea Inauen hat sich, wie viele Frauen, für Feinkost und Veredelung entschieden, wo man im Verkauf tätig ist und vor Ort Spezialitäten zubereitet. Sie sagt: «Ich könnte selber keine Tiere schlachten, aber mit dem Zuschauen habe ich gar keine Mühe.» Für die Berufsmeisterschaften lernte sie sogar das «Ausbeinen», also das Herauslösen der Knochen aus den Schlachttieren. Die aufgestellte Appenzellerin lebt für ihre Kunden und plaudert gerne mit ihnen. Im Gespräch betont sie immer wieder, wie gerne sie ihre Ideen einbringt und die Verkaufsfläche mitgestaltet. Und was gefällt ihr nicht? Lea muss lange nachdenken. «An Weihnachten kommt es vor, dass man lange arbeiten muss.»

Kurz vor Schichtende. Inauens letzter Kunde für heute betritt den Laden. Der ältere Herr bestellt nur etwas Aufschnitt und sagt: «Ich komme morgen dann nochmals vorbei.» Vielleicht kann Lea ihn dann für eine ihrer Appenzeller Spezialitäten gewinnen.



Eine von nur wenigen ihres Fachs: Lea Inauen, Metzgerin in Appenzell.



Lieber etwas Praktisches machen als studieren: Justina Haupt an ihrem Arbeitsplatz bei Schurter in Luzern.

Zeichnen, planen, rechnen

Die Maturandin Justina Haupt macht eine Lehre als Konstrukteurin – mit Hilfe von oben

RUTH FULTERER, LUZERN

Mit ein paar Klicks dreht und wendet Justina Haupt den Kasten auf dem Bildschirm vor ihr. Er hat eine Flügeltür und eine Schublade und soll dereinst den neuen 3-D-Drucker behausen, der im Moment noch hinter der jungen Frau im Grossraumbüro auf einem Tischchen steht. Sie und der Drucker sind neu in der Firma. Der Kasten ist Justinas Erstlingswerk als angehende Konstrukteurin bei Schurter in Luzern, wo Starkstrom-

stecker, Schalter und Touchscreens produziert werden. Die Lernende wirkt nicht älter als ihre 20 Jahre – bis sie erzählt. Der ruhige, entschiedene Tonfall lässt erahnen, dass sie viel nachdenkt und weiss, was sie will. Im Moment ist das: praktisch arbeiten. Manches von dem, was sie am PC konstruiert, stellt sie später selbst in der Werkstatt her. Sie hat Spass am Bohren und Fräsen und ist überzeugt: «Wenn man Sachen mit den Händen macht, bleibt es einem besser in Erinnerung.» Deshalb hat sie sich gegen

ein Studium entschieden, anders als die meisten ihrer Mitschüler an der Kantonsschule Zürcher Unterland – Justina macht eine Way-up-Lehre, eine verkürzte Ausbildung für Maturanden.

Ob sie sich das vor fünf Jahren habe vorstellen können? Sie muss lachen und schüttelt den Kopf. Einen konkreten Berufswunsch hatte sie nicht, ausser früher einmal Lehrerin. Was Konstrukteure machen, hörte sie von Freunden, die diesem Beruf nachgehen, sie kennt sie aus der Kirchgemeinde. Alles Männer, aber das

beschäftigte sie nicht weiter. Ihre Neugier war geweckt. Die richtigen Fähigkeiten brachte sie mit: Sie war in der Schule gut im technischen Zeichnen und in Physik. Als Kind liess sie sich von der Mutter zum Spass Mathematikaufgaben stellen und knobelte am Rubikon-Würfel.

Nach der Matur 2019 probierte Justina für ein Jahr verschiedene Dinge aus: Sie arbeitete in einem Kinderzirkus und half auf einem Bauernhof. Und sie verbrachte zwei Monate in einem christlichen Sommercamp in Kanada. Das habe ihr Leben verändert, sagt sie: «Seitdem will ich für Gott leben. Ich vertraue darauf, dass er einen Plan hat für mich.» Dieser Plan habe sie nach Luzern zu Schurter geführt. Es passte einfach alles zusammen. Schon länger hatte eine gute Freundin sie gefragt, ob sie nicht in deren WG in Luzern einziehen sollte. Da kam die Einladung von Schurter zur Schnupperlehre. Die zwei Tage in der Firma überzeugten sie, sie sagt: «Ich habe gespürt, dass die Leute hier nicht nur die Arbeitszeit abhocken. Und man hat sich für mich interessiert.»

Am besten an dem Beruf gefällt ihr bis jetzt die Herausforderung, die beste Lösung für jede Anforderung zu finden. Für den 3-D-Drucker-Kasten hat sie mehrere Entwürfe skizziert und mit anderen überlegt, wo die Türen, Schubladen, Deckel und Kabelöffnungen am besten platziert werden. Dass ihre Arbeit nicht unbedingt nach einem Leben für Gott klingt, will Justina Haupt nicht gelten lassen: «Jesus war ja auch Handwerker.»

«In der Luft gibt es keinen Pannestreifen»

Der Flugzeugtriebwerkmechaniker Enrico Pellegrini bringt seinen Lehrlingen bei, präzise zu sein – und mit Fehlern umzugehen

NILS PFÄNDLER, KLOTEN

Enrico Pellegrini hat einen Schaden entdeckt – oder eine «Auffälligkeit», wie er es nennt. In der einen Hand hält er eine Taschenlampe, in der anderen einen Kontrollspiegel. Damit blickt er ins Innere des Flugzeugtriebwerks vor ihm. Und sieht winzige Dellen am Metallring eines Kompressors. Die sollten da nicht sein. Neben dem Flugzeugtriebwerkmechaniker steht ein Polymechanikerlehrling mit Strubbelfrisur und tätowierten Unterarmen. Pellegrini erklärt: «Die kleinsten Schäden können zum Problem werden. Hier könnte das Material geschwächt werden und ein Riss entstehen, der durch die mechanische Belastung und die Hitze immer grösser werden würde.» Im schlimmsten Fall, so der Ausbildner, könnte das Triebwerk in der Luft ausfallen. Pellegrini und seine knapp dreissig Kollegen bei SR Technics am Flughafen Zürich sind dafür da, dass so etwas nicht passiert. Im Schichtbetrieb nehmen sie rund um die Uhr ein Triebwerk nach dem anderen unter die Lupe. Wenn eine Maschine nach der Endmontage die Werkstatt in Kloten verlässt, ist es nach unzähligen Tests bereit zum Einsatz in zehntausend Metern Höhe.

Die Arbeit am Triebwerk gleicht einer Operation am offenen Herzen. Der OP-Saal: eine Halle so gross wie ein Eishockeystadion. Der Patient: ein tonnenschweres Wunderwerk der Technik. Das Team: Chirurgen in Schwarz. Fehler können verheerend sein. «In der Luft gibt es keinen Pannestreifen» – das wird bereits den Lehrlingen eingebleut.

Doch dort, wo Menschen arbeiten, passieren Fehler. Deshalb haben Flugzeugtriebwerkmechaniker gelernt, damit umzugehen – indem sie alle Arbeitsschritte kontrollieren. «Wir sind keine Roboter», sagt Pellegrini. «Jeder Fehler muss genauestens analysiert, besprochen, ausgewertet und behoben werden.» Den beiden Lehrlingen, die der 36-Jährige momentan auf die Abschlussprüfung vorbereitet, lebt er die offene Fehlerkultur vor. Davon profitierten alle, ist Pellegrini überzeugt. Es gehe nie darum, mit dem Finger auf jemanden zu zeigen. «Nur so können wir uns und die Prozesse stetig verbessern.»

Pellegrini, ein gelernter Automechaniker, hat sich die präzise Arbeitsweise längst zu eigen gemacht. Seine Worte wählt er mit Bedacht. Das Polohemd hat er in die Arbeiterhose gesteckt. Zwei Kugelschreiber und ein Leuchtstift stecken akkurat in gleichem Abstand zueinander in der Beintasche.

Mittlerweile haben sich fünf weitere Mitarbeiter um ihn versammelt. Mit einer hochauflösenden Minikamera fotografiert einer die Dellen in der Herzkammer des Triebwerks. Die Bilder werden später Ingenieuren vorgelegt, die das weitere Vorgehen bestimmen. Die Mechaniker sind sich jetzt schon einig: Das lädierte Modul muss demontiert, das Einzelteil ausgebaut und das Metall repariert werden. Ein knappes Dutzend Personen werden sich im gesamten Prozess um die stecknadelkopfgrossen Einbuchtungen in dem gigantischen Motor kümmern – und damit einen Schaden verhindern, der nicht passieren darf.



Auch er macht Fehler: Enrico Pellegrini, Auszubildner bei SR Technics in Kloten.



Kam mit 13 Jahren aus Serbien in die Schweiz: Aleksandra Milosevic, Masterstudentin an der Universität Bern. BILDER KARIN HOFER / NZZ

«Hier kann man alles erreichen»

Aleksandra Milosevic hat im Detailhandel angefangen – mittlerweile studiert sie Germanistik

KARIN A. WENGER, AARBURG

Im Winter marschierte Aleksandra Milosevic kilometerweit in die Schule im nächsten Ort durch den Schnee. Sie wuchs in Ravnište auf, einem kleinen Bauerndorf im Osten Serbiens. Zur Haltestelle des Schulbusses, der im Winter nicht fuhr, brauchte sie eine halbe Stunde. In ihrer Klasse sassen gerade einmal fünf Schüler.

15 Jahre später. Aleksandra Milosevic schaltet in ihrer Wohnung in Aarburg

den Laptop ein. Ihre heutige Vorlesung heisst «Germanische Sprachen im Überblick», zurzeit findet alles digital statt. Die 27-Jährige studiert im Master Germanistik mit Nebenfach Geschichte an der Universität Bern. «Haben Sie Fragen?», fragt der Professor. Milosevic hebt die Hand: «Können Sie die Silbenbalance erklären?»

Milosevic wuchs auf dem Bauernhof ihrer Grosseltern auf. Seit den 1980er Jahren ging ihr Vater als Saisonnier in die Schweiz, er wusch Teller

in einem Restaurant in der Lenk. 2006 dann wurde die Schweiz die neue Heimat von Familie Milosevic. Die damals 13-jährige Aleksandra sprach kein Wort Deutsch, doch sie lebte sich schnell ein. In der neunten Klasse sagte ihr ein Lehrer: Es könnte reichen fürs Gymnasium, aber ihr Französisch sei zu schlecht. Also ging sie als Au-pair in die Westschweiz. Ihre Eltern fanden, sie solle eine Lehre absolvieren, damit sie einen Abschluss habe. Milosevic schrieb über fünfzig Bewerbungen – alles Absagen. Schliesslich

konnte sie sich bei der Migros in Zweisimmen vorstellen gehen. Wenig später begann sie dort eine Lehre als Detailhandelsfachfrau. Die Idee indes, studieren zu gehen, liess sie nicht los. Nach der Lehre absolvierte sie erst die Berufsmaturitätsschule, danach die Passerelle. «Das war das schlimmste Jahr», sagt sie rückblickend. Milosevic hatte jeden Abend drei Stunden Unterricht, viel Theorie in Chemie, Biologie oder Physik. Tagsüber arbeitete sie 70 Prozent in der Migros. Sie wollte kaum Geld von ihren Eltern brauchen. Vor den Abschlussprüfungen dachte sie: «Ich schaffe das nicht.» Doch sie bestand. Seit 2016 studiert sie an der Universität Bern.

Das Schweizer Bildungswesen gilt als durchlässig, auch wegen der Passerelle. Sie ermöglicht es Personen mit einer Berufs- oder Fachmatur, an einer Universität zu studieren. Milosevic sagt: «Man kann in der Schweiz alles erreichen, das finde ich toll. Man muss einfach wollen.» Aber auch Entbehrungen in Kauf nehmen und Geduld haben. Sie sei 27 und habe immer noch zwei Jahre vor sich. Ihre Grossmutter in Serbien frage oft: «Bist du jetzt fertig?» Neben dem Teilstudium arbeitet sie in Baden als Archivarin. Die Arbeit mag sie, besonders den Einblick in vergangene Zeiten.

Gern gelernt hat sie schon immer. In Serbien erhielten die besten Schüler am Ende des Schuljahrs ein Buch geschenkt. Milosevic pickt eines aus der Bücherreihe auf ihrer Kommode. «Das ist von der ersten Klasse.» Es ist die Geschichte von Heidi.

Gesucht: Schnupperlehre

R. Sc. · Wenn Journalist ein Lehrberuf wäre, dann würde eine Schnupperlehre ungefähr so ablaufen: Einer der Schreiberlinge des betreffenden Medienunternehmens wäre der Lehrmeister, er würde den Schülerinnen und Schülern den Betrieb zeigen. Und zwar nicht husch, husch mit einer Führung durchs Gebäude in einer knappen Stunde, sondern richtig: Die Schnupperstifte sollen schliesslich wissen, worauf sie sich allenfalls einlassen wollen.

Auf Reportage!

Also würde der Lehrmeister, pardon: der Berufsbildner seine Schützlinge eine ganze Woche lang begleiten und ihnen jedes Ressort genau vorstellen. In der Nachrichtenredaktion muss es schnell gehen, aber Vorsicht vor Fake-News, die in den ganz schnellen Online-Kanälen auf Social Media immer wieder verbreitet werden! Auf der Kulturredaktion hat man etwas mehr Musse für Gedanken und edle Texte über Bücher, Geschichte und Kunst. Flinke Schreiberrinnenhände sind aber auch hier gefragt, Zeit ist Geld! Und auf der Lokalredaktion müssen Texte ebenfalls schnell geschrieben werden, wenn etwas Wichtiges passiert. Aber wer weiss: Vielleicht steckt in einem Schüler ein künftiger Reporter, der gerne rausgeht und vom Ort des Geschehens berichtet?

Das Abschlussprojekt der Schnupperwoche würde es zeigen: Die Schüler könnten zum Beispiel einen Bericht über diejenigen Weihnachtsmärkte schreiben, die dieses Jahr trotz der Corona-Pandemie stattfinden dürfen. Dann würden sie auch sehen, wie man auf Reportagen mit Fotografen zusammenarbeitet. Und bei der Bearbeitung der Texte durch den ... Lehrmeister? ... Berufsbildner? ... Bei der Bearbeitung durch den Redaktor würden sie mitbekommen, dass auch gestandene Berufsleute bisweilen mehrere Versuche brauchen, bis die treffende Formulierung gefunden ist.

Zu wenig Informationen

Ein Gedankenspiel, gewiss, Journalist ist kein Lehrberuf. Aber in einer solchen Woche würden Schülerinnen und Schüler einen plastischen Einblick erhalten. Und so vielleicht besser entscheiden können, ob sie sich bei dieser Firma in jener Branche bewerben sollen oder nicht. So machen es viele Lehrbetriebe normalerweise. Doch in der Corona-Pandemie ist vieles anders – viele Firmen verzichten darauf, Schnupperstifte ins Haus zu holen. Schutzkonzepte wiegen schwerer als ein bewährtes Format für Jugendliche auf Lehrstellensuche.

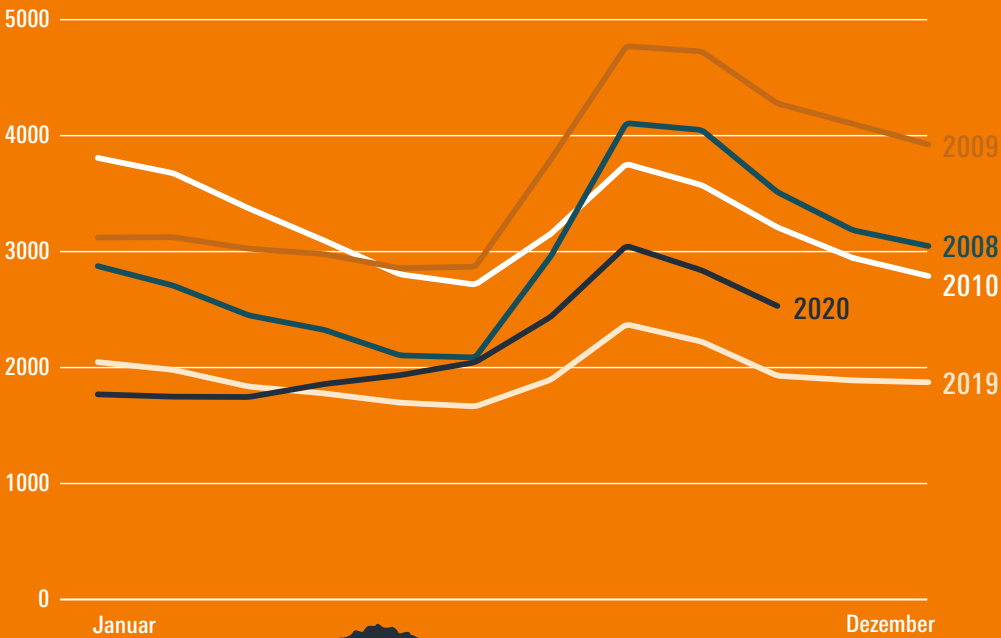
Das ist ein Problem – nicht nur, weil sich Schüler ohne Schnupperlehre kein eigenes Bild machen können von der vielfältigen Arbeitswelt. «Mit einem engagierten Auftritt in einer Schnupperlehre lassen sich schlechte Noten in der Schule manchmal kompensieren», sagt Christine Viljehr, Fachbereichsleiterin am Zürcher Amt für Jugend und Berufsberatung. Das ist im Herbst 2020 nur eingeschränkt möglich. Auch mangelt es an regionalen Stellenportalen im Internet, auf denen nicht nur die besten, sondern alle Kandidaten eine Chance haben, eine (Schnupper-)Lehre zu finden. Berufsmessen fielen dem Virus ebenfalls zum Opfer. Experten befürchten, dass die Zahl der Lehrabbrüche steigen könnte, da sich viele Sekundarschüler vor der Bewerbung nur unzureichend informieren konnten über ihre Lehrstelle.

In Zürich sind die Behörden dabei, Abhilfe zu schaffen. Sowohl für die ausgefallene Berufsmesse in Oerlikon als auch für die gestrichenen Schnupperlehren sollen Alternativen erarbeitet werden, wie es aus Bildungskreisen heisst. Denkbar wäre, Interviews mit Berufsleuten online durchzuführen. Warum einen Lehrmeister nicht live zuschalten aus der Werkstatt? Das würde eine Schnupperlehre zwar nicht ersetzen, aber die Schüler dürften mehr erfahren als mit theoretischen Arbeitsblättern und Fragebögen, die in Berufsberatungen typisch sind. Learning by Viewing – fast wie im Journalismus!

Die Corona-Krise trifft die berufliche Grundbildung weniger hart als erwartet

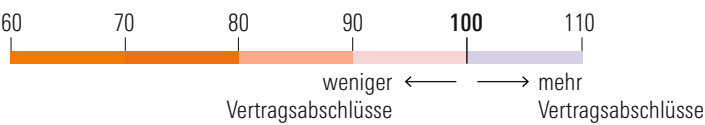
Die Finanzkrise war schlimmer

Arbeitslose, die nach der Lehre nicht im Betrieb bleiben konnten oder deren Lehrvertrag aufgelöst wurde



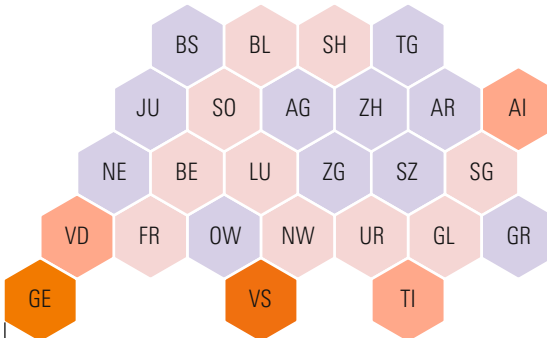
Genf steckt im April 2020 tief in den roten Zahlen

Jugendliche mit Lehrvertrag, im Vergleich zum Vorjahresmonat, in Prozent

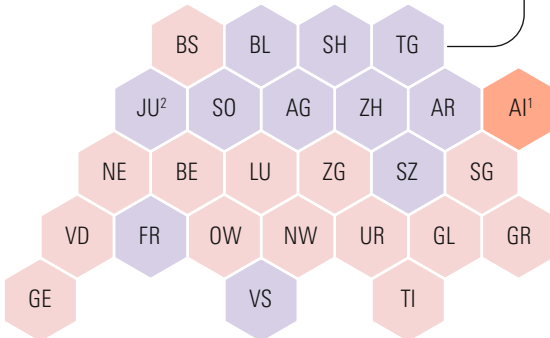


Im Thurgau waren diesen September 9 Prozent mehr Lehrverträge abgeschlossen als im September 2019.

April 2020



September 2020



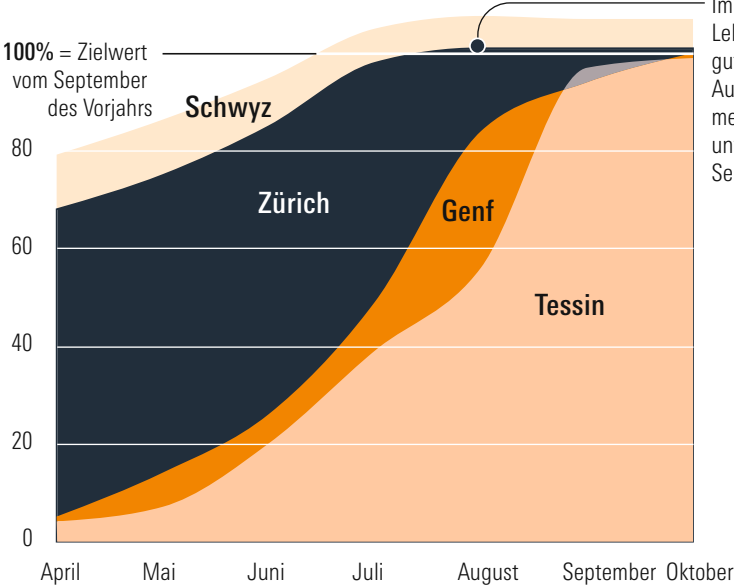
In Genf waren im April erst 62 Prozent der Lehrverträge unterschrieben im Vergleich zum April 2019.



¹ In Appenzell Innerrhodens dürften die Zahlen auch deswegen tief ausfallen, weil 2020 besonders wenige Lehrstellensuchende auf den Markt kamen. ² Im Jura ist es umgekehrt, dort weisen die Daten auf einen geburtenstarken Jahrgang hin.

Genf und das Tessin starten langsam – und holen dann auf

Jugendliche mit Lehrvertrag 2020, in Prozent



Im Kanton Zürich kamen Lehrstellensuchende bisher gut durch die Krise. Im August waren bereits mehr Ausbildungsverträge unterschrieben als im September 2019.

QUELLEN: STAATSEKRETARIAT FÜR WIRTSCHAFT, STAATSEKRETARIAT FÜR BILDUNG, FORSCHUNG UND INNOVATION

Alles halb so schlimm?

Der Schweizer Lehrstellenmarkt ist in der Corona-Krise stabil geblieben. Doch es gibt regionale Unterschiede – und die Aussichten für 2021 sind düster

ROBIN SCHWARZENBACH (TEXT),
JOANA KELÉN (GRAFIK, ILLUSTRATION)

Die Corona-Krise hat auch die berufliche Grundbildung getroffen, aber die Auswirkungen für Lehrstellensuchende sind weniger schlimm als befürchtet – zumindest in der Statistik. Im Herbst konnten in fast allen Kantonen praktisch gleich viele Personen eine Lehre beginnen wie im vergangenen Jahr. In Zürich waren es sogar etwas mehr. Doch diese Entwicklung war im Frühling noch nicht absehbar. Damals wurde von Bildungsminister Guy Parmelin die Task-Force «Perspektive Berufslehre» ins Leben gerufen, um Schüler und Betriebe bei Bedarf unterstützen zu können.

Der Blick auf die Daten der Expertengruppe von Bund, Kantonen und Sozialpartnern verhieß denn auch nichts Gutes: Vor allem in der Westschweiz

und im Tessin waren ungewöhnlich viele Jugendliche noch ohne Lehrstelle. Im Tessin, dem nationalen Hotspot der ersten Welle, waren im April erst 5 Prozent der Lehrverträge unterschrieben. Im Mai waren es 14 Prozent, wenn man das Total aller Ausbildungsplätze des Vorjahres zum Vergleich nimmt.

In Genf war die Lage im Lockdown ebenfalls düster: Im April waren lediglich 4 Prozent der Lehrverträge unterschrieben, im Mai waren es 7 Prozent. Und selbst wenn man berücksichtigt, dass sich Sekundarschüler und Ausbildungsbetriebe in der lateinischen Schweiz bei der Stellen-/Kandidatensuche traditionell mehr Zeit lassen als in der Deutschschweiz, schlug sich die plötzliche Lehrstellenkrise auch in den Zahlen des Bundes nieder: In Genf waren die ohnehin mickrigen 4 und 7 Prozent noch einmal deutlich schlechter als die Zahlen vom

Frühling 2019, als Firmen noch nicht mit Schutzkonzepten und wegbrechenden Geschäften wegen eines heimtückischen Virus zu kämpfen hatten. Im April dürfte Corona bis zu einem Drittel der üblichen Vertragsabschlüsse verhindert haben, im Mai gar über die Hälfte. Der Kanton reagierte: Krisengeplagte Ausbildungsbetriebe bekamen die ersten drei Monatslöhne ihrer künftigen Lehrlinge vom Staat bezahlt. Firmen, die erstmals eine Berufslehre anboten, erhielten 3000 Franken Prämie.

Dann begann die Aufholjagd. Bis im Oktober erreichte der «Spätzünderkanton» Genf fast wieder Vor-Pandemie-Niveau, das Tessin schaffte es sogar ganz ins Ziel. Doch hat sich die Berufsbildung deswegen bereits als «krisenresistent» erwiesen, wie die Task-Force Anfang November verkündete? Ein Rechenmodell des Bildungsökonom Stefan

Wolter besagt, dass in den kommenden fünf Jahren bis zu 20 000 Lehrverträge weniger abgeschlossen werden könnten, je nach Konjunkturverlauf im Zuge der Wirtschaftskrise. Zweifel, ob der Lehrstellenmarkt 2021 – wenn die Stellensuche auch in der Deutschschweiz ganz im Zeichen der Pandemie stehen wird – ähnlich stabil bleiben wird wie 2020, sind selbst aus dem Staatssekretariat für Wirtschaft zu vernehmen, einem weiteren Player der Task-Force in Bern.

Konkrete Anzeichen, dass es für (künftige) Lehrlinge auch in der Deutschschweiz schwierig werden könnte, gibt es bereits. Das Hotel Ascot in Zürich ging Ende Oktober in Konkurs, das Swissôtel Zürich in Zürich Oerlikon musste den Betrieb ebenfalls einstellen. Das Hotel beschäftigte 22 Lernende aus 6 verschiedenen Berufen. Der Branchenverband Gastrosuisse hat

andere Betriebe dazu aufgerufen, den Swissôtel-Lernenden eine Anschlusslösung zu ermöglichen. Mehrere Hotels und Restaurants sollen Interesse signalisiert haben. Doch das könnte erst der Anfang gewesen sein. «Wir rechnen damit, dass weitere Stadthotels im Winter schliessen müssen», sagt Daniel Jung, der stellvertretende Direktor und Berufsbildungsverantwortliche von Gastrosuisse. Der Ausblick auf das wichtige Wintergeschäft in den Bergregionen gibt nur wenig Hoffnung. Deutschland, der mit Abstand wichtigste Auslandsmarkt für den hiesigen Tourismus, dürfte die Corona-Massnahmen am Mittwoch verschärfen. Ferienstimmung will da keine aufkommen. Schweizer Gäste allein werden die Wintersaison kaum retten können. Das sind keine guten Aussichten, auch nicht für Lehrbetriebe und ihre Lernenden.

Samuel aus Eritrea lernt Logistiker

Dank einer Vorlehre haben Flüchtlinge in der Schweiz bessere Chancen auf eine Berufsausbildung – sofern sie es sich leisten können

MELANIE KEIM (TEXT), KARIN HOFER (BILDER)

Die Klasse von Markus Erne ist aussergewöhnlich. Die Schülerinnen und Schüler sind alle erwachsen, und die meisten haben schon gearbeitet, als Schneiderin oder Koch, Schreiner oder Hausfrau – in Eritrea, Afghanistan, Syrien oder dem Irak. Die zehn Frauen und Männer, die an diesem Herbstmorgen an der Berufsschule Aarau lernen, sind Flüchtlinge, die eine Integrationsvorlehre (Invol) absolvieren. In dem einjährigen Programm, das auf eine Berufslehre vorbereiten soll, arbeiten sie dreieinhalb Tage in einem Betrieb; eineinhalb Tage sind sie an der Berufsschule, wo neben berufsspezifischen Kursen Sprachunterricht und Allgemeinbildung im Zentrum stehen.

Was sofort auffällt, ist die hohe Motivation im Klassenzimmer. Niemand drückt sich vor dem Präsentieren der Hausaufgaben; alle wollen erzählen, was sie in ihrem Heimatland, auf der Flucht und in der Schweiz gelernt haben. Auch wenn das Deutsch noch gebrochen ist und Markus Erne Wörter und ganze Sätze zimal vorsprechen muss.

Die Sache mit dem Geld

Beim Bruchrechnen in der zweiten Lektion wird schnell klar, dass die meisten mehr als nur sprachliche Lücken zu füllen haben. Erne malt Pizzastücke an die Wandtafel, um einfachste Bruchrechnungen zu erklären. Doch auch Schüler, die gut Deutsch sprechen und zuvor erzählten, dass sie in ihrem Heimatland acht Jahre zur Schule gegangen seien, verstehen bis zum Ende der Stunde nicht, wie man einen Zweitel und einen Viertel zusammenzählt. Auch bei den überfachlichen Kompetenzen unterscheidet sich die Flüchtlingsklasse deutlich von einer schwachen Sekundarklasse. «Viele sind es gewohnt, immer nach Anweisungen zu handeln. Sie haben kein systematisches Vorgehen, um Probleme selbstständig zu lösen», sagt Erne, der bereits seinen dritten Invol-Jahrgang unterrichtet. Der Fernunterricht im Frühling bedeutete deshalb für viele eine komplette Überforderung, auch weil das Lernen in der Asylunterkunft schwerfiel.

Die vielleicht grösste Hürde liegt jedoch ganz anderswo. «Die meisten Flüchtlinge haben hohe Schulden von der Flucht; und sie sollten Geld nach Hause zu ihren Familien schicken», sagt Erne. Mit einer Arbeit als ungelernte Hilfskraft geht das schneller als mit einer mehrjährigen Berufsausbildung, in der man kaum etwas verdient und das Lehrgeld noch dazu von der Sozialhilfe abgezogen wird. Erst vor kurzem brach deshalb einer von Ernes Schülern die Vorlehre ab.

Zwei Drittel finden eine Stelle

Wie viele Flüchtlinge in der Schweiz eine Berufslehre machen, ist nicht bekannt. Dennoch ist klar, dass das Invol-Pilotprojekt des Bundes, das 2018 im Kontext erhöhter Asylgesuche und des Fachkräftemangels lanciert wurde, einen wichtigen Beitrag zur beruflichen Integration von Flüchtlingen leistet. Von den rund 750 Lernenden des ersten Jahrgangs fanden zwei Drittel eine Lehrstelle. «Von Berufsfachschulen oder beteiligten Betrieben hören wir, dass viele, die danach eine Lehrstelle finden, dies ohne Vorlehre kaum geschafft hätten», sagt Thomas Fuhrmann, stellvertretender Leiter Sek-



Markus Erne, Berufsschullehrer in Aarau, im Gespräch mit einem Flüchtling.



Die Integrationsklasse in einer Pause. Deutsch und Rechnen bereiten grosse Mühe.

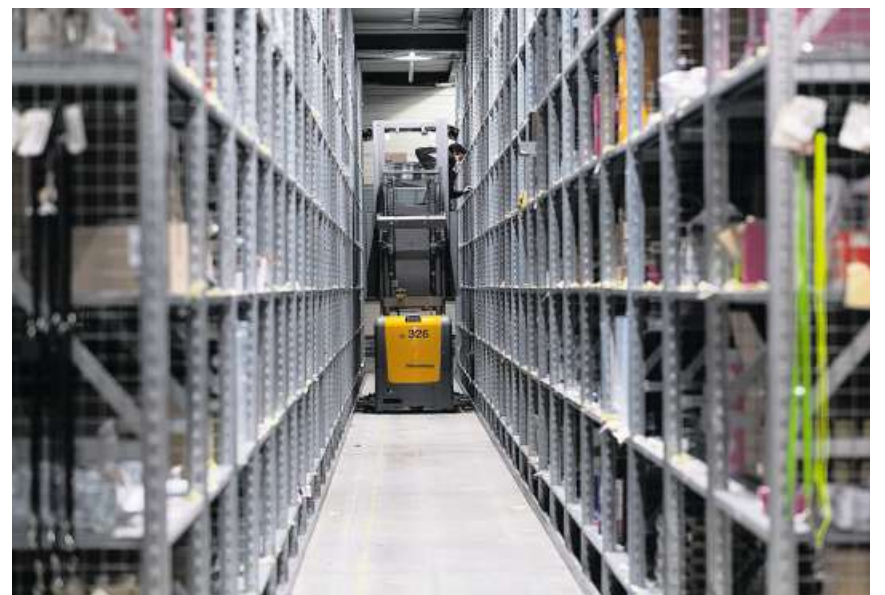
tion Berufliche Integration beim Staatssekretariat für Migration.

So war es auch bei Samuel Zekarias. Der 23-jährige Eritreer kam 2014 in die Schweiz und ist heute im dritten Jahr seiner Logistiklehre beim Logistikunternehmen Planzer: LKW-Lieferungen ins System aufnehmen, Online-Bestellungen zusammenstellen, das Praktische klappt. Auch in der Berufsschule ist Zekarias erfolgreich. Vor kurzem meinte eine Lehrerin gar, dass bei ihm ein Studium an einer höheren Fachschule drinliege. Zekarias sagt: «Ohne die Vorlehre wäre ich in der Berufsschule wahrscheinlich überfordert gewesen.» Vor allem hätte er ohne das Programm keine Lehrstelle gefunden. Zuvor hatte er über 70 Bewerbungen geschrieben, erst mit der Integrationsvorlehre klappte es schliesslich.

Mischa Finger, der am Standort Villmergen für die Ausbildung der Logistikerlehrlinge zuständig ist, erklärt: «Bei Flüchtlingen ohne Zeugnisse fehlt mir jegliche Referenz zum Ausbildungsstand.» Invol sei ein gutes Instrument, um die Kandidaten und ihr Potenzial kennenzulernen. Für Planzer war die Zusammenarbeit mit Flüchtlingen dennoch ein Schritt ins Ungewisse. Als das Unternehmen 2016 die ersten Vorlehren anbot, befürchteten Mitarbeitende, dass sie nun noch mehr Zeit zum Erklären brauchen würden als sonst schon bei Lernenden. «Doch frühere Skeptiker sagen mir heute, dass diese Jungs besonders einsatzwillig seien», sagt Finger und



Samuel Zekarias hat die Vorlehre hinter sich. Er arbeitet nun bei Planzer in Villmergen.



In der Firma war man zunächst skeptisch, ob man Flüchtlinge ausbilden soll.

erzählt begeistert vom grossen Engagement der Flüchtlinge, die er bisher betreute: «Diese Leute haben sich wirklich Gedanken gemacht und sehen einen klaren Nutzen in ihrer Ausbildung.»

Aber auch wenn es schulisch und praktisch gut läuft, bleibt das Dilemma zwischen der Berufsbildung und einem schnellen Ausstieg aus der Sozialhilfe. Letztes Jahr entschied sich ein Flüchtling nach seiner Vorlehre bei Planzer für eine gewöhnliche Stelle im Betrieb, damit er seine Familie unterstützen konnte – und gegen eine Lehre.

Für beide Seiten anstrengend

Alle Beteiligten streichen den grossen Ehrgeiz der Invol-Lernenden heraus, erzählen, wie diese wirklich anpacken. «Ramazan beginnt am Morgen als Erster, und am Freitagabend muss ich ihm die Maschinen abstellen», sagt Marco Gubser von der Möbelschreinerei Thut im zürcherischen Buchs über seinen Lernenden aus Afghanistan. Der 24-Jährige stiess 2018 als Hilfskraft zum Unternehmen. Dort erkannte man schnell sein praktisches Potenzial und bot ihm eine Vorlehre an. Mittlerweile ist er im zweiten und letzten Jahr seiner Schreinerpraktikerausbildung mit Eidgenössischem Berufsattest (EBA). «Wir Flüchtlinge sind gut im Handwerklichen», erklärt Nuri, der in Afghanistan als Schneider arbeitete. In der Produktionsstätte, wo er Profile von Schränken zuschneidet und zusammenbaut, bereitet

primär ein kulturelles Element Schwierigkeiten. «Ramazans grösste Schwäche ist, dass er zu allem Ja sagt, auch wenn er etwas nicht verstanden hat», sagt Gubser. Bei der Arbeit an automatischen Fräsen und Hobelmaschinen ist das ein Sicherheitsproblem.

Die Lehrzeit von Nuri lief denn auch keineswegs problemlos ab. Hinter den sprachlichen Schwierigkeiten traten immer mehr schulische Lücken hervor, insbesondere während des Fernunterrichts im Frühling. Gubser und andere Mitarbeitende lernten ganze Tage mit Nuri, damit er dem digitalen Unterricht folgen konnte. Der Lehrling wusste nicht einmal, wie man eine E-Mail schreibt. Im Mai kam auch noch eine Mieterhöhung bei Nuri Wohnung dazu. Das Sozialamt wollte die neue Miete nicht mehr bezahlen, Nuri sollte zurück ins Asylheim. «Da wollte ich die Lehre abbrechen», erzählt der Afghane. Im Wohnheim sei es oft bis spät in die Nacht so laut gewesen, dass er weder lernen noch schlafen habe können. Damals wollte er sich bereits eine Arbeit als Hilfskraft suchen, auch um aus der Sozialhilfe zu kommen. Dabei steht Geld für ihn gar nicht im Vordergrund. Nuri sagt: «Durch meine Kontakte bei der Arbeit lerne ich, wie die Schweiz funktioniert.»

Schliesslich übernahm der Lehrbetrieb den Aufpreis für die Miete – nicht nur, um den Lernenden weiter zu unterstützen. Marco Gubser sagt: «Ramazan ist inzwischen ein unersetzlicher Mitarbeiter für uns.»

«Bis 64 hätte ich das nicht ausgehalten»

In der Corona-Krise sind Pflegefachleute gefragter denn je. Doch die Arbeit ist hart – eine Aussteigerin und drei Einsteiger erzählen

REBEKKA HAEFELI

In den Lauben der Berner Altstadt klebt der Nebel an den Mauern. Helene Stucki ist mit dem Velo unterwegs, sie wohnt in der Nähe, «schon ewig», wie sie sagt. Aufgewachsen ist die 55-Jährige auf einem Bauernhof in einem Vorort von Bern. Das Soziale sei in der Familie immer wichtig gewesen, erzählt sie. Nach einem Welschlandjahr, das sie wegen Heimwehs nach der Hälfte abbrach, wurde sie Kinderkrankenschwester. Dreissig Jahre hat die fitte Frau mit kürzeren Unterbrüchen in der Pflege gearbeitet, nicht nur mit Kindern, sondern auch mit Erwachsenen. Sie stach Infusionen, half Patienten bei der Intimpflege, brachte Schlaftabletten ans Bett. Und sie ist nie stehengeblieben. Stets hat sie Weiterbildungen absolviert, die Funktionen gewechselt, hin und wieder eine neue Stelle angenommen.

Weniger Zeit für Patienten

Ein ganz normaler Werdegang, könnte man meinen. Und doch hört es sich an, als sei es eine Achterbahn der Gefühle gewesen. «Bis zur Pensionierung hätte ich das nicht ausgehalten», sagt sie. Die psychische und physische Belastung empfand sie als hoch. Vor allem die Nachtdienste und die Schichtwechsel seien auf die Dauer ermüdend gewesen, sie hätten ein normales soziales Leben fast unmöglich gemacht. «Je älter man wird, desto weniger gut verträgt man die unregelmässigen Arbeitszeiten», sagt Helene Stucki. Doch auch die Anforderungen im Spitalalltag hätten sich verändert. «Früher blieben Patienten länger in der Klinik, man konnte eine Beziehung aufbauen – heute ist alles schnelllebig. Der Spardruck verschärft die Situation. Man trägt als Pflegefachperson die Verantwortung für immer mehr Patienten.»

Vor sechs Jahren, mit 49, ist Helene Stucki definitiv aus ihrem erlernten Beruf ausgestiegen. In diesen Tagen denkt sie oft an ihre Kollegen in der Pflege, die in der Corona-Krise stark gefordert sind. Eine besonders sinnstiftende Arbeit, gerade jetzt, wie Stucki sagt. Zurück ins Spital wünscht sie sich trotzdem nicht.

Peter Kienzle, Merita Miftari und Chris Zwahlen haben im September ihr Studium an der Höheren Fachschule am Careum-Bildungszentrum in Zürich begonnen. Nach der dreijährigen Ausbildung sind sie diplomierte Pflegefachleute HF. Theorie und Praxis ergänzen sich im Studium: Peter Kienzle, 50, ist in einem städtischen Alterszentrum angestellt, die 34-jährige Merita Miftari im Universitäts-Kinderspital Zürich. Und Chris Zwahlen, 30, arbeitet in der Schultess-Klinik. Die drei sind mit viel Enthusiasmus ins Studium gestartet, doch naiv sind sie nicht. Sie sind Quereinsteiger,



Helene Stucki hat den Pflegeberuf vor sechs Jahren definitiv verlassen. KARIN HOFER / NZZ

Späte Wertschätzung in Deutschland

Anja Stehle, Berlin · Es brauchte wohl diese Pandemie, um ein Bewusstsein für die Missstände in der Pflegebranche zu schaffen, auch in Deutschland: Die schlechte Bezahlung und die Gering-schätzung des Berufsstandes – vor allem in der Altenpflege – stehen seit Jahren im Widerspruch zum stetig steigenden Personalbedarf und dem eklatanten Fachkräftemangel der Branche. Letzterer hat sich längst zum eigentlichen Problem bei der Versorgung von Covid-19-Patienten entwickelt. Bundesweit fehlen nach Angaben von Fachverbänden 3500 bis 4000 Spezialisten allein in der Intensivpflege. Zumindest finanziell dürfte sich die Lage

der Beschäftigten etwas verbessern. Mit der versprochenen Corona-Prämie von bis zu 1500 Euro will die Bundesregierung den Einsatz der Beschäftigten würdigen. Grosse Hoffnung liegt auch auf dem jüngsten Tarifabschluss des öffentlichen Dienstes. Die Verhandlungen fielen zufällig in die Pandemiezeit – was der Arbeitnehmerseite eine gute Verhandlungsposition verschaffte. Nun sollen Pflegekräfte bis 2022 rund 8,7 Prozent mehr Lohn bekommen. Allerdings: Nur ein Drittel der Pflegekräfte arbeitet in staatlichen Einrichtungen, die anderen müssen auf die Signalwirkung des Tarifabschlusses hoffen.

wie die Mehrheit der Absolventen ihres Jahrgangs am Careum. «Corona gab mir den letzten Kick, mit der Ausbildung zu starten», sagt Zwahlen. Er hatte nach der Matur begonnen, Humanmedizin zu studieren, doch nach einem Jahr brach er ab. «Ich traute mir damals nicht zu, Arzt zu sein. Die Faszination, welche die Medizin auf mich ausübt, liess mich aber nicht los.» Nach einem Studium der Lebensmittelschichten und einer Karriere in der Industrie besann er sich darauf zurück. «Nun bin ich dort, wo ich hinwollte», resümiert er.

Auch Peter Kienzle hat Karriere gemacht. Doch irgendwann erlebte der Grafikdesigner eine Art Sinnkrise. Zudem kam sein Vater ins Pflegeheim und wurde palliativ gepflegt, bis er starb. Für Kienzle war das eine beeindruckende Zeit. «Ich möchte der Gesellschaft etwas zurückgeben», sagt er. Dazu kam, dass ihm die körperliche und praktische Arbeit in seinem früheren Berufsalltag zunehmend fehlte. «Eine Tätigkeit in der Pflege ist nachhaltig. Ich werde meinen neuen Beruf bis zur Pensionierung ausüben können, denn der Bedarf ist riesig.» Merita Miftari schliesslich hat einst eine KV-Ausbildung absolviert, arbeitete danach in der Gastronomie, reiste viel und war zuletzt in einem Kinderhort angestellt. «Ich liess mir Zeit, mich beruflich zu finden», erklärt sie. «Schliesslich fühlte ich, dass die Pflege das Richtige ist für mich.»

Kritik an der Ausbildung

Helene Stucki, die dreissig Jahre lang in Spitälern tätig war, hat nun ebenfalls ihre Berufung gefunden. Seit sechs Jahren ist sie in einer Berner Klinik in der sogenannten Kodierung angestellt: Sie leistet Hintergrundarbeit, bei der ihr medizinisches Wissen gefragt ist. Auf der Grundlage der Kodierung, für die ein Team aus Medizern und erfahrenen Pflegefachkräften zuständig ist, werden die Fallpauschalen verrechnet. «Heute gehe ich jeden Tag gerne arbeiten», sagt sie. «Mein Leben ist komplett anders als früher. Ich merke jetzt, wie viel Energie ich ohne die ständigen Schichtwechsel habe.» Stucki ist kein Einzelfall. Jedes Jahr geben rund 2400 Pflegefachpersonen ihren Beruf auf – wegen Burnout und Stress, wegen Unter- oder Überforderung. Gleichzeitig werden jährlich nur etwa 43 Prozent der Pflegefachleute ausgebildet, die es in der Schweiz braucht. Diese Zahlen listet die Pflegeinitiative auf, die in den eidgenössischen Räten hängig ist. Die Volksinitiative «Für eine starke Pflege» verlangt unter anderem höhere Ausbildungslöhne, die Förderung der Weiterbildung und Massnahmen für eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie.

Dass sich die Situation weiter zuspitzt, ist absehbar. Der Gesundheits-

ökonom Willy Oggier warnt jedoch davor, dem Mangel an Fachpersonal mit dem Giesskannenprinzip zu begegnen. «Die heutige Ausbildung zielt an der Praxis vorbei», sagt er. «Den Studierenden wird ein Pflegebild vermittelt, das mit der Realität wenig zu tun hat. Der Grund liegt unter anderem darin, dass viele Dozenten seit Jahrzehnten nicht mehr am Krankenbett arbeiten und nicht wissen, was dort abläuft.» Die Ausbildung müsse flexibler und vor allem praxisbezogener werden, fordert Oggier. Zukünftig müssten die Funktionen, die es in der Pflege brauche, klarer analysiert und definiert werden. «Die Ausbildung sollte sich aktuellen Entwicklungen wie dem Trend zur ambulanten Versorgung, zu Telemedizin, Robotik und Digitalisierung anpassen.» Auf dieser Grundlage könnten in der Praxis funktionsbezogen punktuelle Lohnanpassungen erfolgen, sagt der Ökonom.

Ruth Aeberhard, die Bereichsleiterin Höhere Fachschulen und Geschäftsleitungsmitglied am Careum-Bildungszentrum, weist diese Kritik differenziert zurück. Sie sagt: «Der Rahmenlehrplan wird regelmässig mit Fachleuten aus der Praxis überprüft. Zudem arbeiten viele Dozenten neben ihrer Lehrtätigkeit weiterhin in der Praxis eines Gesundheitsbetriebs. Andere absolvieren regelmässig Stages, um am Puls zu bleiben.» Aeberhard stimmt zu, dass die Flexibilität wichtig sei. Die Digitalisierung sei auf allen Stufen der Ausbildung bereits heute essenziell; Themen wie Telemedizin oder Robotik würden in der Weiterbildung berücksichtigt.

Der Neu-Student Chris Zwahlen führte als Abteilungsleiter in der Lebensmittellindustrie ein Team von 70 Mitarbeitenden und hatte einen entsprechenden Lohn. Seine finanziellen Ansprüche muss er jetzt nicht nur während des Studiums, sondern auf längere Sicht zurückschrauben. Er sagt aber: «Die Löhne sind in meinen Augen nicht das Hauptproblem für die hohe Ausstiegsrate bei den Pflegeberufen. Es ist ein Irrglaube, dass alle in der Pflege schlecht verdienen.» Seine Mitstudenten Peter Kienzle und Merita Miftari pflichten ihm bei. Das Lohnniveau sei je nach Einrichtung, in der man angestellt sei, recht unterschiedlich. Als grösseres Problem sehen sie die ständige Verfügbarkeit, die von vielen Arbeitgebern verlangt werde. So werde ganz selbstverständlich angenommen, dass Überstunden geleistet würden.

Drei Monate sind seit Studienbeginn verstrichen, der Optimismus der Quereinsteiger ist weiterhin gross. Sie sind überzeugt, dass im Zuge der Corona-Pandemie die Systemrelevanz ihres Berufsstands einer breiten Öffentlichkeit bewusst wird. Kienzle sagt: «Wir hoffen alle, dass sich die Arbeitsbedingungen verbessern. Die Chancen dafür stehen jetzt so gut wie lange nicht mehr.»

ANZEIGE

Schritt halten?

Mit über 100 praxisnahen Weiterbildungsmöglichkeiten nicht in Rückstand geraten.



Hochschule für Wirtschaft Zürich **know.why.what.how**

HWZ

Wir wissen,
wie es geht